Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Romantische Geschichten der Vorzeit

Bd.: 4

1793

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12/25
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940729-6

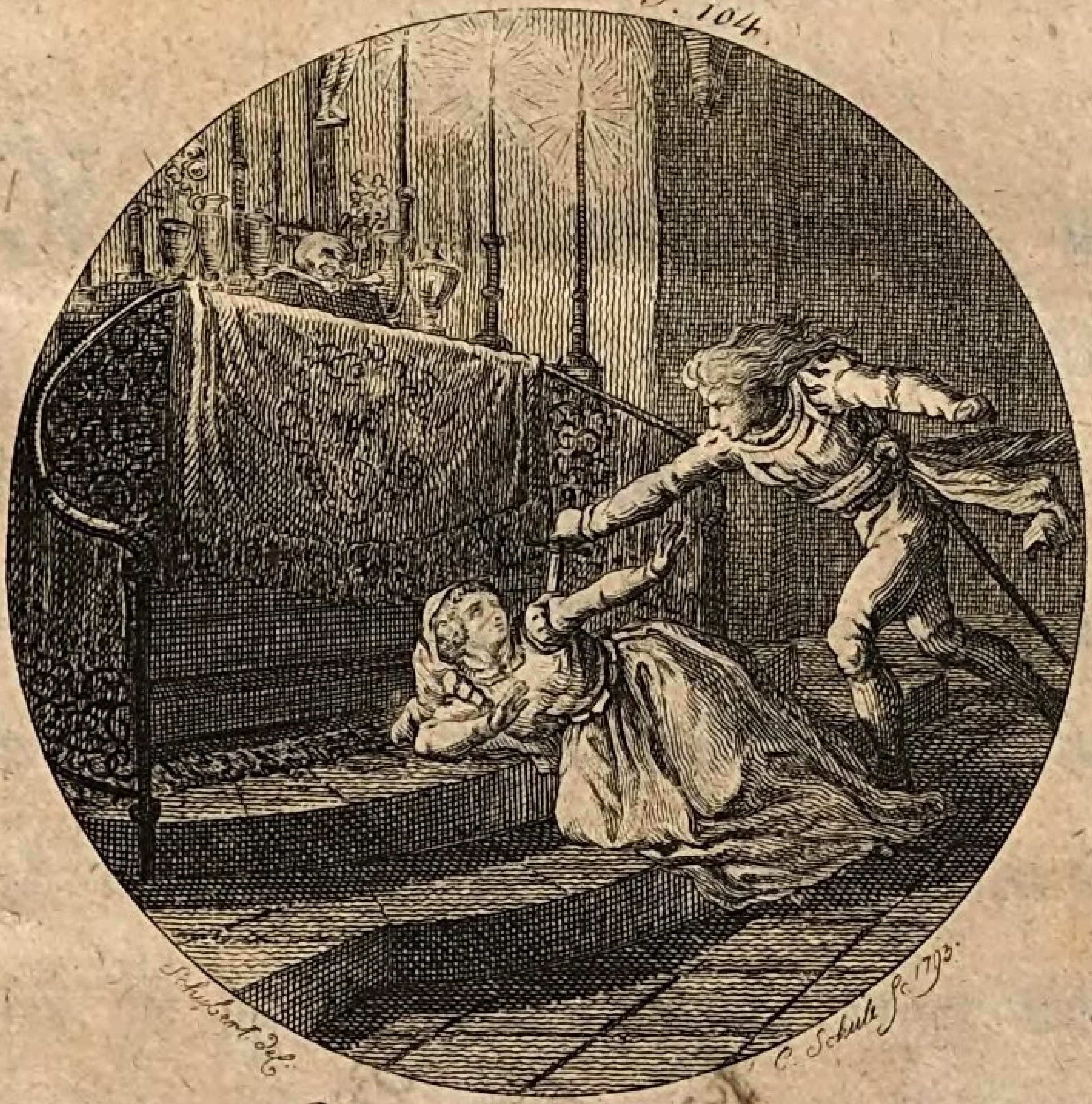
12

Landesbibliothek
Coburg

γ. II. 12
13351
γ
25
Coburger
Landes=
Bücherei

Romantische
Geschichten
der
Vorzeit.

S. 104.



Ich weiße alles!

Vierter Band.

Leipzig,
bei Johann Benjamin Georg Fleischer.
1793.

H.S.C.S. BIBLIOTHEK COBURG

Landesbibliothek Coburg

Vorrede.

Nach alten Berichten und Sagen, liefere ich in diesem vierten Bande der Romantischen Geschichten der Vorzeit, diesmal vier deutsche Erzählungen aus der Vorzeit, zu denen die Quellen, aus denen ich geschöpft habe, als ich dieselben so, wie sie da sind, bearbeitete, unter dem Texte jedesmal angegeben sind. — Ich wünsche, daß Leser und Beurtheiler diesen Band eben sowohl ihrer gütigen Aufmerk-

samkeit als die vorigen Bände dieser Sammlung, würdigen mögen.

Da schon vorher berührte alte Sitten, Gebräuche, Worterklärungen rc. rc. jedesmal wieder anzugeben zu beschwerlich für mich und die Leser zugleich wär, so habe ich, denselben die Mühe und mir die Arbeit zu erleichtern, zugleich auch Wiederholungen zu vermeiden, ein Verzeichniß derselben aufgesetzt, welches man gewiß nicht ungern finden und gebrauchen wird. Es folgt sogleich nach dieser Vorrede.

Geschrieben im Februar 1793.

Verzeichniß

altdeutscher Wörter und Gewohnheiten, Sitten und Obliegenheiten der Vorwelt, welche in diesen Romantischen Geschichten der Vorzeit, angeführt und erklärt zu finden sind.

Anmerk. Die römische Zahl weißt auf den Theil, die deutsche auf die Seitenzahl; wobei mehrentheils auf die daselbst befindlichen Anmerkungen Rücksicht zu nehmen ist.

Ablaß = = = III. 50
Achtschatz = = III. 43. 44
Begräbnißtages Gedächtnißfeier III. 44
Bettsprung = = II. 145
Brack = = = II. 143
Buse = = = III. 52
Copa, Cupa, Couper = II. 238
Christiblutsunterschrift = = I. 104

Dank, im hohen Zeuge = = II. 32
Degen = = = II. 99
Deposition = = III. 44
Devisen = I. 198. 201. III. 271
Ehebruch = = III. 164
Ehrentrunk = = II. 253
Eid im Kampfe = = III. 155
Eidschwur eines falschen Bestrafung III. 183
Fackeltanz = = = = II. 46
Feuerprobe = = III. 151
Frechseyn = = = III. 199
Geleit. Geleitsherr = = III. 180
Gottesurtheile = = I. 64. III. 151
Handfeste = = I. 12
Heiden = = = III. 54
Helm = = = II. 156
Helmabnahme = = = I. 37
Helmkleinod = = = I. 110
Helmlör = = I. 205. III. 213
Holderblume = = I. 119
Hundetragen = = = III. 150
Juden = = II. 288. 289 III. 181
Jüdin Liebesverständniß mit ihr, deßen Bestra=
fung = = III. 181. 182
Kaisertanz = = II. 46
Kampfeid = = = III. 155
Kampfspfand = = = III. 155

Kampf=

Kampfspiel = = = I. 109
Kopf = = = II. 238
Kufe = = = II. 238
Magd = = = II. 128
Minnebrief = = = II. 214
Morgentrunk = = II. 252
Nagelprobe = = = I. 136 II. 242
Nontag = = = = II. 253
Oberwappen = = = I. 110
Obmann = = = = I. 12
Ordalien = = I. 64. III. 151
Ortband = = = II. 27
Pas d'armes = = = I. 109
Pfand zum Kampfe = = III. 155
Rand = = = II. 32
Ritterjustiz = = I. 97. 98. 99
Ritterschlag = = III. 9
Ritterstands=Benennungen = III. 10
Ritterwürde = = III. 10
Rosenspiel = = III. 171 — 174
Rüstmeister = = II. 296. 297
Sakramentsgenuß vor dem Kampfe III. 213
Schellentracht = = I. 111
Schildzeichen = I. 198. 201. III. 271
Schlaftrunk = = II. 249. 250
Schranken aufblasen = = I. 197
Schranken=Sitz = = = II. 25
Schreibunkunde = II. 249. 250
Seelen=

Seelengeräthe II. 45
Serpent II. 104
Sporen der Ritter I. 63
Sonntag, güldener II. 57
Stecherdank II. 32
Strählen III. 48
Trinkgelage, und Trinklust II. 270. 271
Turniergesetze II. 253
Uffarthstag II. 253
Unschuldskampf I. 64. III. 155
Verlies II. 55
Waffenbestimmung III. 155
Wappenschau II. 184
Wehrhaftmachung II. 21. III. 165
Wortbruch III. 21
X für ein U machen III. 23
Zelter I. 111. II. 160

Roman=

Romantische

Geschichten der Vorzeit.

Vierter Band.

— „der Licht der Thaten in der Vorzeit umleuchtet meine Seele. Sie gleicht dem Felde, wenn Nacht die Hügel umhüllt, und der Schatten langsam über die sonnichte Ebene schleicht. — Meine Seele ist voll von der Vorwelt. — Höre die Kunde verflossener Jahre!" —

Ossian.

I.

Bodo von Sichelstein.

„Ja! warte! — Laß mich nur einmal über Dich kommen! ich will Dich behohnlächeln, daß Du an mich denken sollst!“ — schrie Bodo *) und warf das Fenster zu, daß es laut erklang.

„Was hast Du denn einmal wieder?“ fragte seine Grosmutter mit besorgter Miene.

„Etwas, das sehr gewöhnlich ist.“

„Wem drohst Du denn?“

„Dem Abt Herrmann!“

„Nein! was Du auch immer mit dem Abte haben mußt!“

„Kann den Fuchsschwänzer nicht leiden.“

„Geh doch! — Er thut Dir ja nichts.“

 „Was

*) Auch Bardus und Busso genannt. *Speneri* Histor. Insign. L. II. c. 9. §. 9.

„Was? — Hat er nicht schimpflich neulich von meiner seeligen Mutter gesprochen? Hat er nicht gesagt: sie sey als eine Heidin gestorben? — habe ich etwa das nicht gehört? — Und warum sagte er das, als weil sie seinem Kloster nichts zum Heil ihrer Seele *) vermacht hat?"

„So laß's doch!" —

„Und hat er nicht schimpflich von meinem seeligen Vater gesprochen? Hat er nicht gesagt: Gott habe ihn aus Strafe für seine Sünden durch den Anblick eines Basilisken töden laßen?" **) —

„Gott

*) In den Dokumenten, in welchen diese frommen **Seelengeräthe**, wie sie genennt werden, vermacht wurden, heißt es: — „pro remedio animae meae" etc. — „tzue Nutz vnd Fromben meiner Seel" ꝛc. —

) Im XII. Jahrh. (in welchen Zeitraum diese Geschichte fällt,) konnte man ja wohl an Basilisken und an ihres Anblicks Wunderkraft glauben, da man späterhin 1587 zu Warschau, 1581 zu Erfurt, und 1605 in Hessen, selbst von Naturkündigern und andern, dergleichen Mirakel bekräftiget findet (S. *Ioh. Pinceri* M. D. Aenigmata etc. 1605. p. 306. 313. 318.) Ja, selbst in unserm aufgeklärten XVIII. Jahrhundert haben wir Belege für die leidige Basilisken Existenz. S **Abt Martin Gerberts Reise ꝛc. Ulm 1767, wo es S.

„Gott sey bei uns!“

„Und das sagt der Abt von meinem rechtschaffenen Vater, der Euer Sohn war.“

„O du mein Gott! — „Mein Sohn, war ein Ehrenmann, das weiß Gott, die heil. Jungfrau und die ganze ritterliche und bürgerliche Welt!“

„Jetzt reutet der feine, geistliche Herr hier vorbei, und macht mir ein Gesicht, als wollte er mir höhnend zurufen: Wie geht's Bübchen?“

 „Ach!

S. 64. heißt: — „In der Naturaliensammlung des Klosters **Einsiedeln** (nahe bei Zug,) auch genannt: **Einöde der seligen Jungfrauen**, zeigt man einen **Basilisken**, wie er aus dem Eie gekommen ist.“ — — Ein solches Monstrum, soll — wie die Fabel sagt — aus dem Eie kriechen, welches ein **Hahn** legt und sein Anblick, sagt die Fabel, ist tödlich. Nur ein vorgehaltener Spiegel bringt das Ungethüm zur Raison, denn wenn es sein eigenes, gräuliches Bildniß und seine gräßliche Figur in demselben erblickt, sinkt es vor Schrecken todt nieder. Man schickte sonst mit Spiegeln behangene Delinquenten dem Unthiere entgegen, wenn sich eins blicken lies. — Daß aber unsere jetzigen Naturkündiger den Basilisken gänzlich den Abschied gegeben haben, weiß man schon.

„Ach! ich dachte gar!“

„Ja, ja! ich kenne das. — Aber, laßt's nur gut seyn; — in 14 Tagen, ist Eschtag,*) da werde ich vogtbar,**) denn bin ich Herr, und will ihm seine Späschen schon eintränken. Er glaubt, weil er meinen Vater, und meinen Oehm gefoppt hat, wie er nur wollte, das gieng auch mit mir so an, aber, bei dem heil. Georg und Longinus! er soll sich stark geirrt und die Zeche ohne Wirth gemacht haben.“

„So laß es doch nur gut seyn!“

„Nein!“

„Was hast Du denn davon?“

„Zeigen will ich ihm, wer Bodo ist, und daß er sich nicht von einem Pfaffen foppen läßt.“

„Aber

*) Dies cinerum. Dies cinerum devotarum. Eschemittwoch. Der Aschermittwoch. Tag der geweihten Asche. — Der Tag nach Fastnacht.

**) d. i. mündig. — Besonders gebräuchlich, wenn in dem Mittelalter von Dynasten und Edelleuten die Rede ist, die mit der Majorennität, Lehngüter, Herrschaften rc. als Selbstbesitzer bekamen.

„Aber „Du weißt nicht" —

„Was weiß ich nicht?"

„Daß — Sey doch ruhig! die geistlichen Herren, haben lange Hände."

„Und wir, haben lange Speere."

„Er schwärzt Dich bei dem Bischoff ein."

„Das mag er!"

„Du kennst die Folgen nicht."

„Folgen?"

„Ja, Folgen! grausame Folgen."

„Hm!"

„Fluchs schreibt der Bischoff nach Rom, verschreit Dich als einen Feind und Verfolger der Geistlichen, macht Dich zu einem Jünger des Antichrist, und da kömmt der Bann und Fluch des heil. Vaters über Dich. Es wird, wie es die geistlichen Herren nennen, ein Interdikt gegen Dich gegeben, und — ach! sogar der Gottesdienst wird in Deiner Herrschaft untersagt." *)

 „Hm!"

*) Das geschah nun freilich in jenen Zeiten. — Diese seltsame Erfindung untersagte einem ganzen Lande oft den

„Hm!“

„Ja, ja! — denn geht's gar übel her. Deine Unterthanen und Vasallen werden aufstützig.“ —

„Wir

den Gottesdienst, wenn der Herr deßelben eines vermeinten Verbrechens beschuldigt wurde. Da durfte kein Geistlicher denn Messe lesen, die Verstorbenen wurden ohne Sang und Klang begraben, und jeder mochte sehen, wo er mit seinen Todten hinkam. Die Kirchen, Kapellen und Altäre, wurden ihres Schmucks und ihrer Zieraten beraubt, die Kruzifixe, Reliquien und Heilgenbilder wurden verscharrt oder auf Dornen und Disteln gelegt, kein Geläute wurde gehört, und wie es nun so weiter hergieng, das Volk unter den Willen und in das Joch der Pfaffen zu zwingen. Ja, man untersagte sogar das Haar und Bartabschneider. *Du Fresne* theilt in seinem Glossario Mediae Latinitatis ein solches Interdikt mit, deßen Formular Dan. Schneider in seiner Gräfl. Erbachischen Historie (Frkf. a. M. 1736.) S. 236. Der Urk. Samml. also verdeutscht preis gegeben hat:

„In Christi Namen! Ich Hildergard Bellovacenser Bischoff abseiten Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heil. Geistes, des Heil. Peters Fürsten derer Apostel, und abseiten mein selbst, thun diese Kirche und dahin gehörige Kapellen

in

„Wir verlieren aber doch unsere Hände und Schwerdter nicht?“

„Ihr laßt sie sinken.“

„Nimmermehr!“

„Be-

in Bann und untersage den Gottesdienst, daß von nun an niemand Gottes und S. Peters Erlaubniß hat Messe zu halten oder zu hören, oder einigen Gottesdienst zu pflegen, oder Zehenden zu empfahen ohne unsere Zulassung: Wer dawider solche unsere Untersagung Messe lesen und hören, oder Gottesdienst halten, oder Zehenden empfahen wird, der soll, von wegen und in Namen des allmächtigen Gott Vaters, Sohnes und Heil. Geists, des Heil. Peters und all andern Heiligen verbannet, verfluchet, von der Gesellschaft der Christen abgesondert, und von den Pforten christlicher Kirchen, wo sich Vergebung der Sünden findet, abgewiesen Anathema Maharam Motha bis ans Ende der Welt mit den Teufeln in der Hölle seyn. Dem geschehe also! dem geschehe also! dem geschehe also! Amen!“

Eine herzbrechende, christliche Formel! — Doch, was thaten die Pfaffen nicht, um die Laien am Narrenseile herumzuführen? weder Teufel noch Flüche wurden geschont, wenn es ihr Interesse betraf.

„Bewahre Dich Gott! daß Du diese Erfahrung selbst machst. — Ach! es ist schlimm mit den geistlichen Herren zu rechten!“

„Nicht so schlimm, wie Ihr glaubt. — Ich will schon sehen, wie ich mit den Herren fertig werde. — Verläumden soll der Abt doch meine Eltern nicht noch in der Erde.“

„Wenn Du ruhig bist, kann er Dir nichts thun.“

„Er soll mir auch in Ewigkeit nichts thun.“

„Sey doch nur gelaßen! — Laß den Abt sterben.“ —

„So kömmt ein anderer; und — sie blasen alle in Ein Horn. — Ich kenne ihre Töne, mich bringen sie nicht von der Schweins Hatz ab.“

„Dein seeliger Grosvater, hatte auch immer Lärm mit der Geistlichkeit.“ —

„Er war doch wohl ein braver Mann?“

„Das war er! bei Gott und der heiligen Veronika! das war er. Aber, er hatte des nie Gewinn.“

„Doch keine Schande?“

„Aber Kummer und Spott genug. — Sie haben ihn häßlich gezwickt, die geistlichen Herren.“

„Ich will ihn rächen. Ich will sie wieder zwicken, und mich sollen sie nicht zwicken.“—

„Nun! nun!“

„He! — Jakob! sattle meinen Braunen, es geht auf die Jagd.“

Die Leser werden nun hoffentlich wohl aus diesem Gespräch ihren Mann so ziemlich kennen. Zur fernern Karakteristik, stehe bis zu Vollendung des Gemäldes, hier noch folgendes Gespräch:

Bodo. Kaplan! schreibt dem Abte Herrmann in meinem Namen, er habe in meinem Forste gejagt, und das solle er bleiben lassen, denn wenn ich ihn einmal dort anträf, wo er nicht hingehörte, würde ich ein Weiderecht an ihm ausüben, das ihm nicht gefallen möchte. — Das schreibt, und hurtig!

Die Gros-Mutter. Laß's doch! Du hast ja Wild genug und in Menge.

Bodo. Keinen Geis, keines Geises Horn, für den Abt. — Wenn er Wild speißen will, mag er's kaufen und bezahlen, und wenn er Lust zur Schweins Hatz hat, so mag er sie in seinem Kloster anstellen.

Gros-Mutter. Pfui doch!

Bodo. Er hält mir einen verlaufenen Bracken *) zurück, wie ich höre. Komme ich hinter die Wahrheit, so will ich ihn schon zausen, daß er an Bodo von Sichelstein Zeit seines Lebens denken soll. — Schreibt Herr Kaplan!

Kaplan. Wie wär's denn edler Junkherr **) wenn Ihr mit dem Briefe Anstand nähmt, bis zu Euerer Vogtbarkeit? —

Bodo. Warum?

Kaplan.

*) D. i. Hund.

**) Junker; das Wort kömmt von der den Söhnen der Dynasten gegebenen Benennung: junger Herr, her, und blieb dann eine Benennung aller jungen Herren von Adel.

Kaplan. Es ist blos des Nachdrucks der angefügten Drohung wegen. Jetzt, könnt Ihr ja doch nichts machen.

Bodo. Ihr habt recht. — Es ist nicht lange mehr hin. Wie bald sind 8 Tage vorüber, dann wollen wir uns sprechen. — Legt er sich mir immer so absichtlich in den Weg, so soll er gewiß meine Tritte empfinden. Will er Fehde haben, so soll er sie haben mit sammt seinem Schutz und Schirm-Vogt auf hundert Jahr und Einen Tag, *) so wahr ich zu Schild und Helm geboren **) bin.

Kaplan.

*) Diese Redensart hies damals so viel, als: „immer und ewiglich.“ Man findet sie in Fehde- und Schenkungs-Briefen. Die neuste Urkunde, in welcher ich sie gefunden habe, war v. J. 1342 in welcher ein Vergleich bekräftiget wurde.

**) Das hies: edelbürtig, der Nachkomme eines Edlen seyn und auf die Vorrechte dieses Standes Anspruch machen können. Zu Schild und Helm geboren, war der Fürst bis auf den Edelknecht, und dieser, (auch Adelschalk genannt,) war der letzte im Stand und Range des Adels.

Kaplan. Wir wollen schon sehen, daß wir Frieden zwischen Euch und dem Abte stiften. Euer Oehm sprach neulich auch davon.

Bodo. Ach! was da! ich frage nichts nach dem Abte und all den Interdikten, womit er sich verpanzern möchte. Recht ist Recht, und muß Recht bleiben, oder ich will meine Klese *) zerbrechen und ein Dienstmann eines Klosters werden.

Die Zeit verstrich. Bodo wurde mündig und Selbstherr. Es wurde ein großes Mahl gegeben, und die benachbarten Ritter und Edelknechte verhießen unserm Bodo gute und friedliche Nachbarschaft, freundliche Dienste und Willigkeit, auch ermahnten sie ihn, so viel wie möglich, alle Streitigkeiten mit dem Abte zu vermeiden, und ja nicht die Heiligkeit der Fastenwochen durch Unfrieden zu entweihen, sondern

*) D. i. Spies; Lanze.

dern den Abt durch den dritten Mann um Ruh und Friede ansprechen zu laßen.

Bodo. Nein! da würde er glauben, es sey Furcht, die mich zu diesem Schritt triebe, und ich mag nicht, daß er das glauben soll. Ich will ihn gehen laßen und will die Heiligkeit der Fastenwochen nicht stöhren, aber ich denke immer, er wird schon Lärm über das heutige Mahl machen, da wir ohne Dispensation, Fleisch essen.

Kaplan. Nein, nein! — Es ist der erste Tag in der Fastenzeit, und da geht's noch hin. Ich will's schon verantworten.

Bodo. Sagt ihm, er solle Ruhe halten, so solle alles vergessen seyn, aber wenn er sich mehr heraus nehmen würde, als ihm zieme und gebühre, so solle er auch sehen, was es heiße mich aufzubringen.

Ehrenfried von Felseneck. (nimmt den Becher.) Friede mit uns allen! — (trinkt.)

Veit von Türnau. Bodo's zukünftige Hausfrau soll leben!

Alle. (trinken) Sie soll leben!

Bodo. Danke in ihrem Namen.

Ehrenfried. Nun? — schon gewählt?

Bodo. Noch nicht.

Veit. So haltet Euch dazu. — Glücklich ist der Mann, dem Gott ein tugendsames Weib schenkt. Seht, ich sag's Euch, wenn die Weiber nicht wären, wir wären elende Menschen. — Ja, ja! Herr Kaplan, das ist gewißlich wahr!

Ehrenfried. Habt Ihr denn noch ganz und gar keine Bekanntschaft mit den Fräuleins in Euerer Nachbarschaft?

Bodo. Keine.

Ehrenfried. Ei, ei! — Ihr müßt Euch ein wenig umsehen.

Bodo. Das soll auch geschehen. Ich habe immer auf ein Turnier gewartet; da ist ja doch die beste Weiberschau.

Veit. Nehmt Euch ein Weib aus Euerm Vaterlande. Verbindet Euch mit eines Nachbars Tochter, so habt Ihr Freundschaftsband und Hülfe, wenn Ihr sie braucht.

Ehrenfried. Ritter Veit sagt Wahrheit, und sein Rath ist freundschaftlich und gut.

Bodo. Laßt mich nur machen! — Das muß ich Euch aber sagen, daß ich große Lust habe, vor meiner Verheuratung einen Zug mit kaiserlicher Majestät gegen seine Feinde nach Italien zu thun.

Die Gros-Mutter. Der Vorsatz ist löblich und gut. Aber, vergiß nicht, daß Du der letzte Deines Stammes bist.

Bodo. Was Gott erhalten will, erhält er wohl, und wär die Gefahr auch noch so gros, und was seyn soll, schickt sich wohl.

Kaiser Friedrich I. auch genannt Rothbart, ersuchte die Fürsten und Reichsvasallen, die Ritter und Edlen Deutschlands, ihn auf einem abermaligen Zuge nach Italien zu begleiten, seine kaiserliche Ehre und die Ehre der deutschen Waffen zu retten und die rebellischen Mailänder zu demüthigen.

Bodo war sogleich entschlossen mit einem Fähnlein Reutern zu dem Kaiser und mit ihm

nach Italien zu ziehen. Nichts konnte ihn davon abwendig machen. Er bestellte seinen Oehm zum Schutz und Schirmvogt seiner Unterthanen und Güther, und zog nach dem kaiserlichen Hoflager.

Hier kam er eben an, als ein sehr gebieterisches Schreiben Papst Hadrians eingelaufen war, und den Kaiser aufgebracht hatte.

Damals hatte ein Legat des Papstes die Frechheit zu behaupten, der Kaiser habe das Reich von dem Papste zur Lehn erhalten. Die deutschen Fürsten nahmen diese Erklärung übel auf, und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der eben damals dem Kaiser das Schwerdt vortrug, entbrannte so sehr im Zorn, daß er mit eben diesem Schwerdte dem Legaten würde den Kopf gespalten haben, *) wären nicht die andern Fürsten dazwischen getreten und hätten diesen Mord verhindert. Der Legat kam also diesmal blos mit der Todesangst davon.

Der

*) S. Schmidts Gesch. der Deutschen. II. B. S. 549.

Der Kaiser nahm unsern Ritter sehr gnädig auf, und war mit seinem Betragen wohl zufrieden. — So wurde denn einer der glorreichsten Feldzüge *) angetreten, welchen jemals ein deutscher Kaiser gemacht hat. **) Die angesehensten Fürsten, Grafen, Ritter und Edle begleiteten mit ihren Mannen ***) und Reisigen das Oberhaupt des deutschen Reichs.

Mailand mußte sich ergeben, und die Konsuln und Edeln der Stadt mußten baarfuß, mit Stricken um den Hals, bloße Schwerdter auf dem Nacken, um Gnade bitten, den Eid der Treue schwören, 9000 Mark zahlen, und dreihundert Geiseln stellen. ****)

Der Kaiser gieng nach Bononien und der Vorzug seiner Armee, bei welchem sich Bodo

 befand,

*) Im Jahr 1158.

**) S. Schmidts Gesch. der Deutschen. II. B. S. 551.

***) D. i. Vasallen, Lehnträger; die bei dem Aufgebot ihrer Lehnsherren dieselben in den Krieg mit ihren Reisigen begleiten mußten, wie ihre Lehnspflicht forderte.

****) S. Schmidts Gesch. d. D. II. B. S. 552.

befand, gieng auf Rom los, Sr. Heiligkeit warm zu machen.

Eines Tages als Bodo etwas spät eben im Begriff war, sich auf sein Lager zu strecken, zu ruhen und zu rasten, von des Tages Last und Hitze, führte man einen Reisigen zu ihm, und der war Berthold, ein alter, getreuer Knappe, der schon Bodo's Vater treu und redlich gedient, und den Sohn seines Herrn mit erzogen hatte.

Bodo. O all ihr Heiligen!

Berthold. Gott gebe Euch einen glücklichen Abend, edler Herr!

Bodo. Bist Du es wirklich?

Berthold. Wirklich und wahrhaftig!

Bodo. Wo kömmst Du her?

Berthold. Aus dem bedrängten Sichelstein.

Bodo. Aus dem Bedrängten? — Rede! was ist geschehen?

Berthold. Ach! wo soll ich beginnen? wo soll ich reden?

Bodo. O! mein Gott und Herr!

Berthold. Fehde gegen Euch und Euern Oehm. Er wurde in der letztern Schlacht erschlagen.

Bodo. Mein Oehm?

Berthold. An seiner Seite, fiel sein Fehdegesell, der tapfere Ritter Veit Zürnau.

Bodo. O! wackerer Veit! — Auch Du erschlagen?

Berthold. Und Sichelstein ist umringt von des Abts Herrmann und seiner Fehdegenossen Reisigen. Ehrenfried Felseneck sammelt Knechte das Schloß zu entsetzen, und gelingt's ihm nicht, so ist Euer väterliches Stammhaus verloren. — Mit Müh und Noth bin ich bei Nacht und Nebel davon gerannt, Euch die Trauermähr zu bringen. Laßt mir's nicht entgelten. Gebt mir einen Becher Wein, ich bin matt, und meine Zunge klebt an meinem Gaum.

Bodo. Trink ehrlicher Berthold!

Berthold. Gott gebe Euch Glück und Sieg gegen Euere Feinde. Rettet Euer väterliches Erbe aus ihren Händen. — Der Abt hat gehandelt, wie ein —

Bodo. (einfallend) — sag nur, wie ein Pfaffe, und Du hast alles gesagt. Nicht wahr, er hat keine Fehde angesagt?

Berthold. Das hat er nicht. *) — Er sengt und brennt, und schont weder Feldfrüchte noch Obstbäume. **)

Bodo. Das sieht ihm gleich! — Er ist ein Mordbrenner. Kaiserliche Majestät und sein Bischoff sollen mir Recht gegen den Abt und seine Fehdegenossen verschaffen mit Acht und Bann. — Und warum berennt er mein Schloß?

Bert.

*) Ein unredlicher Streich. Nach damaligen Fehderechten, mußte man seinem Gegner durch einen sichern Boten wenigstens drei Tage vorher Fehde ansagen laßen, damit der Befehdete nicht Ueberfall vorschützen konnte. So verlangte es die alte deutsche Redlichkeit, auch selbst bei Ungerechtigkeit, noch gerecht und ohne Hinterlist zu handeln.

**) Das durfte gleichfalls nicht geschehen. Wer das that, war als ein Mordbrenner mit der Acht zu bestrafen.

Berthold. Ihr hättet, sagt er, lose Reden gegen ihn geführt, und Gott und die heilige Kirche gelästert.

Bodo. Da kenn' ich den Fuchs an der Stimme! — Gott und die heilige Kirche gelästert! Ja, ja! das ist ihre Sprache. O! die Pfaffen! Wenn sie weiter nichts wissen, so haben wir ihre heilige Kirche gelästert. Ich schwöre es öffentlich, vor Gott und seinen Heiligen, ich schwör' es in seine Seele, ich will's mit Kampf auf Leben und Tod beweisen. Der Abt hat gelogen. — Wer sind seine Fehdegesellen?

Berthold. Ihr kennt sie ja, seine Kumpane. Buschklepper, liederliche Mönchsgesellen, die sich auf Reuterei legen, *) die vom Sattel und Stegreif leben. **)

*) So nennte der Adel damals das, was wir jetzt auf Raub ausgehen nennen. Es hat nie an guten Worten für schlechte Handlungen gefehlt.

**) d. h. vom Raube leben. Das Rauben gieng hin, wenn's nur mit gewaffneter Hand geschah. Nur das Stehlen war entehrend, weil's Abgang der Kräfte voraussetzte. Das heißt doch distinguiren!

Bodo. — He! Jakob! — sattle mein Roß. Ich will zum Kaiser.

Gesagt, gethan. Bodo eilte zu dem Kaiser, und wurde sogleich vorgelassen;

Der Kaiser. Was bringt Ihr, wackerer Edelknecht?

Bodo. Zweierlei, und doch nichts, das etwas taugt.

Kaiser. Das ist nicht gut!

Bodo. Wohl wahr, gnädigster Kaiser und Herr! aber es will nun einmal nicht anders seyn.

Kaiser. Nun so redet.

Bodo. Ich eilte hieher Euch eine schmerzliche Nachricht zu bringen, die mich und mein Habe betrift, das daheim ohne Beschützer ist. — Ich komme, Euch um Recht und Gerechtigkeit zu bitten, und siehe da! da stößt mir, gestern, unweit von hier, ein Landstürtzer *) auf, der

*) Landstürtzer, Landfahrer, Vagabunden, auch irrende Ritter, nach der feinen Sprache der sehr feinen Franzosen. Dergleichen Aufforderer, die ganzen Nationen Hohn sprachen, gab es damals viele,

der Kaiserliche Majestät, das heilige Römische deutsche

viele, und das dauerte auch späterhin noch so fort. So kam z. B. i. J. 1428, ein spanischer Abentheuerer nach Basel und machte kund, es habe ihm, so viele Oerter er auch durchzogen habe, noch niemand im Kampf bestehen mögen. Sogleich fand sich ein wackerer Edelknecht, Heinrich von Ranstein, der sich erbot mit einem Stich auf die Lanze, drei Schläge mit der Streitaxt, und 40 Streiche mit dem Schwerdte, mit diesem stolzen Pocher zu kämpfen. Die Menge der Zuschauer war nicht klein und sie kämpften beide mit viel Ruhm. Dennoch behielt der spanische Kämpfer, genannt Juan de Merlo im Preis etwas Vorzug. — Im J. 1495. kam ein französischer Abentheuerer Claude Barre nach Worms und forderte die deutsche Nation heraus. Es war eben damals daselbst Reichstag und Kaiser Maximilian, ein grosser Liebhaber von dergleichen Affairen, kämpfte selbst mit ihm, rettete die Ehre seiner Nation und brachte den Franzosen zum Schweigen. S. Schmidts Gesch. der Deutschen. IV. Th. S. 427. 428. — So forderte im Jahr 1147 ein sarazenischer Goliat den Kaiser Konrad III. in Palästina heraus. Konrad Freiherr von Rappoltstein nahm in des Kaisers Namen den Kampf an, und erlegte den Riesen, nahe bei Damaskus. Dafür erhielt er eine Veränderung und ehrenvolle Vermehrung seines Wappens. S. Lucä Grafen Saal ꝛc. (Frkf. a. M. 1702.) S. 414.

deutsche Reich, und die edle deutsche Ritterschaft verunglimpft und beschimpft. Ich werde ungehalten auf ihn und sage ihm, er solle mit Lanze und Schwerdte beweisen, was er sage. Das nahm er an. — Ich warf ihn nieder, und bringe ihn mit mir als Gefangenen. Nehmet ihn hin, und macht mit ihm, was Ihr wollt.

Kaiser. Dank Euch, ob Euerer Mannheit. Ihr habt dem Kaiser und Euerer Nation mit einer Tapferkeit gedient, die hoch zu loben ist. — Wo ist der drohende Landfahrer?

Bodo. Hier steht er.

Kaiser. Tritt näher! — Wer bist Du, daß Du es wagst, den deutschen Kämpen Hohn zu sprechen? mich und die Nation zu höhnen, deren Oberhaupt ich durch Gottes Gnade und freie Fürsten Wahl, bin? Wie nennst Du Dich?

Adrando. Adrando ist mein Name, edel ist mein Stamm, und Mailand ist meine Vaterstadt.

Kaiser. Aha! nun verstehe ich alles! — Ich vergebe Dir alles, was Du gegen mich

und

und meine Nation geredet hast. Ein Mailänder kann keinen Deutschen beschimpfen. Uebrigens hat dieser wackere Deutsche Dich ob Deiner Frechheit gezüchtigt. Nimm diese Züchtigung mit, bessere Dich, sey weniger verwegen in Zukunft, und ziehe nie das Schwerdt wieder gegen einen Deutschen; sonst bleibt Dir Deine Bestrafung gewiß. — Führt ihn ab! — — Und nun, wackerer Edelknecht! was habt Ihr uns noch vorzutragen?

Bodo. Indeß ich mit meinen Knechten als treuer Vasall hier für Ew. Maj. Rechte fechte, kränkt man daheim die Meinigen. Unverwahrter Sache, und ohne Fehdebrief fällt mein Nachbar, der unruhige Abt Herrmann mit seinen Spiesgesellen und Land und Leute Plackern meine Güther und meinen Schirmvogt an, erschlägt ihn, raubt, mordet, plündert, und verheert meine Obst= und Weingärten, gegen Recht und Gesetze. Jetzt berennt er mein Schloß und hauset fürchterlich in meinem Eigenthum.

Kaiser. Er sey in die Acht erklärt mit allen seinen Spiesgesellen, wenn er Euch den zugefügten Schaden nicht ersetzt.

Des

Des Kaisers Kanzler. Nach Kaiserl. Maj. Befehl, sey der Abt und seine Raub- und Mordgesellen in die Reichs-Acht erklärt.

Herold. Dem geschehe also! — Trompeter, blaset auf! (Trompeten ertönen.)

Kanzler. Und, so sey denn der Abt und seine Genossen, die des edlen Edelknechts Bodo von Sichelstein Güther und Eigenthum verheeren und beschädigen „von und aus allen *) Rechten ausgenommen und in alles Unrecht eingesetzt. Die Wirthinnen **) der Fehdegenossen des Abts, seyen hiermit gewissenhafte Wittwen und ihre Kinder, ehehaftige Weisen; sie seyen ihrer Lehnen beraubt, und ihr Erb- und Eigenthum gehöre ihren Kindern, ihre Leiber und ihr Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften, und den Fischen in den Wassern. Wir erlauben auch männiglich sie

*) Nach einem Formular, einer alten Achtserklärung des Wirzburger Landgerichts, welche Schmidt (Gesch. d. D.) aus Burgermeisters Corp. Iur. publ. et priv. I. Th. S. 722. mittheilt.

**) d. h. Eheweiber.

sie auf den Straßen geächtet zu finden, und wo jedermann Friede und Geleit hat, da sollen sie keins haben. Wir weißen ihnen die vier Strassen der Welt in dem Namen des Teufels, bei den Eiden in der Sache!" — Herr Sekretarius, schreibt!

Herold. Sie sind geächtet! — Trompeter blaset auf! — (Trompeten ertönen.)

Kardinal-Bischoff. Und der Abt, wenn er sich nicht gütlich ob des Schadens mit dem Junkher verträgt, sey gebannet, exkommunizirt und seiner Würden entsetzt.

Kaiser. So sey es!

Bodo. Erlaubt mir nun, gnädigster Herr, mit meinen Knechten heimzuziehen und Euere Befehle mit mir zu nehmen.

Kaiser. Das sey Euch erlaubt, und Hülfe soll Euch leisten unser Reichsvogt. — Vorher; aber, empfangt die Belohnung für Euere Dienste, ob Euerer Mannlichkeit, mit welcher Ihr die Ehre der deutschen Nation vertheidiget habt. Kniet nieder, um grösser wieder aufzustehen.

Bodo.

Bodo. (kniet nieder) Gnädigster Kaiser und Herr!

Kaiser. Marchese Este! schlagt diesen wackern Edelknecht zum Ritter.

Marchese Este. (zieht das Schwerdt) Ich Herkules Este, selbst Ritter, schlage dich, Bodo von Sichelstein, auf Befehl meines gnädigsten Kaisers und Herrn, hiermit feierlich zum Ritter: im Namen Gottes, der heiligen Jungfrau, und der edlen Ritterschaft, deren Mitglied du nun bist. (schlägt ihn dreimal mit dem Schwerde auf die Achsel) Trag diese Kette (nimmt eine goldene mit einem Schaustück versehene Kette aus des Kaisers Händen und hängt sie dem neuen Ritter um den Hals) als ein Zeichen deiner Würde, immer mit Ruhm. Gedenke des heutigen Tages, deiner Pflichten und Obliegenheiten, gegen deinen Gott, gegen deinen Herrn, gegen die Ritterschaft, gegen die Damen, und nimm diese Umarmung von mir als deinen ritterlichen Bruder im Namen all meiner und Deiner ritterlichen Brüder an. (umarmt ihn) Gott segne Deine Ritterschaft!

Kardinal. Friede sey mit Dir. Amen!

Bodo. (küßt dem Kaiser die Hand) Ich wünsche mich Euerer Gnade würdig zu machen.

Kaiser. Die Briefe sollen ausgefertiget werden. Zieht in Friede nach Deutschland.

Kardinal. Gott geleite Euch!

Herzog Heinrich der Löwe. Und bringt meinem Weibe einen Gruß von mir. Ein Brieflein will ich Euch auch an sie auvertrauen. Zieht glücklich!

Marchese Este Seyd Gott und Euerer Ritterpflicht getreu bis in den Tod.

Bodo. Bis in den Tod!

Vor Sichelstein lagen die Aebtischen und seiner Fehdegenossen Reuter, Schleuderer und Lanzenknechte, und setzten der Burg hart zu, welche von sechszehn Knappen und acht Troßbuben, unter Anführung eines alten Rüstmeisters wohl vertheidigt wurde. Aber zuletzt ge-

brach es an Lebensmitteln, und das Schloß war der Uebergabe nahe, als Ehrenfried Felseneck, der indeßen Knechte gesammelt hatte, in Verbindung seines Schwagers Klaus Hohenhorst, den Belagerern über die Nacken kam. Es kam zu einen scharfen Gefecht, in welchem die Aebtischen den Kürzern zogen und der Abt beinahe selbst gefangen genommen wurde. Denn nach damaliger Sitte, war der geistliche Herr zum Fechten und Segnen gleich gut geschickt.

Klaus blieb nun in Sichelstein, welches wieder mit Lebensmitteln versehen wurde und noch zehn Knechte zur Besazung erhielt, indeß Ehrenfried gerade vor das Kloster zog, den Abt in seiner eigenen Klause zu ängstigen. — Da stand er, als Bodo mit seinen Reisigen, verstärkt mit Knappen des Reichsvogts, anrückte.

Es gab einen starken Jubel als Bodo und Ehrenfried sich umhalsten, und jener seinem Freunde für seine Hülfe und Freundschaft mit frohem Herzen dankte.

Bodo. O! wie sieht's doch so wild hier aus!

Ehren=

Ehrenfried. Früchte der gottheillosen Fehde des ehrvergessenen Pfaffen!

Bodo. O weh! o weh! — Und Sichelstein? —

Ehrenfried. Hält sich. Mein Schwager Klaus liegt drinne.

Bodo. Gott sey gelobt! — Reichsacht und Interdikt gegen den Abt, habe ich bei mir, wenn er mich nicht entschädigen will. Hier ist des Reichsvogts Herold, der soll den Abt laden zum gütlichen Vergleich, und will er sich nicht dazu bequemen, so ergehe über ihn, was Recht ist.

Ehrenfried. Nun so blaset wohlauf, und laßt den Abt fordern.

Als der geistliche Herr sah, daß die Sache so ernstlich wurde, legte er sich zum Ziel, seine Pfründe nicht zu verlieren, gieng einen Vergleich ein, versprach sich künftig friedlicher zu

betragen, und zahlte für Schadenersetzung und Kriegsunkosten an Bodo 80 Pfund Heller, an Ehrenfried und Klaus 20 Pfund Heller *), und trat überdies, noch an Bodo einen Obstgarten und Weinberg ab, deßen Uebergabe ihm die stärksten Seufzer entpreßte.

Für diesmal war also der Friede wieder hergestellt und wurde mit einem frohen Gelage gefeiert, bei welchem Bodo's Grosmutter sehr geschäftig war, und zu welchem zwar der Abt geladen wurde, aber nicht erschien. Die Becher giengen fleißig herum und des Kaisers und aller

*) Das Wort Heller, (Halenses) oder, besser: Häller, zu Bezeichnung einer gewissen Münze, leitet man von dem ersten Münzorte dieser Geldsorte, Schwäbisch Hall, her. Sie waren vorzeiten von Silber und wurden nach dem Gewichte bezahlt. Also betrug ein Pfund solcher Heller, eine Mark, oder 16 Loth feines Silber. S. Dan. Schmidts Gräflich Erbachische Historie. S. 18. der Urk. Samml. — Somit betrugen die 80 und 20 Pfund Heller, welche der Abt bezahlen mußte, nach unserm jetzigen Gelde etwa 100 harte Thaler. Damals, eine beträchtliche Summe, mit welcher heutigestages ein Prälat kaum ein Traktament zu Ehren eines Herrn Kollegen bestreitet.

aller wackern Edelknechte Wohlseyn, wurde mit vollen Zügen getrunken.

Da nahm die Grosmutter einen Becher und sagte:

„Lieber Sohn! ich bringe Dir's zu; aber ich bitte Dich zugleich, schaff eine Hausfrau in die Burg, daß ich, so Gott will! noch die Freude erlebe, einen Enkel hier zu küssen, ehe ich von dieser Welt scheide."

Bodo. Wohl bekomm's! das will ich. — Nun sagt ihr Herren, wo soll ich wohl hinfahren, eine Braut zu erbeuten?

Klaus. Da läßt sich nicht wohl rathen. Man wählt nur einmal, und was man hat, muß man behalten. Freien ist kein Pferdekauf! — Beschaue die Töchter des Landes, suche Bekanntschaft, und wähle nach Deinem Sinn, die Dir behagt und beliebt.

Bodo. Nun ja doch! aber, ich bin so gar fremd unter den Jungfrauen. Gebt mir nur die Fährten an, ich will hernach dem Wilde schon nachgehen.

Kaplan. Wenn ich in dieser profanen Sache auch ein Wort mitsprechen darf —

Bodo. Redet!

Klaus. Habt Ihr etwas ausgewittert? — Wie heißt das schöne Wild, das Ihr zum Fange herbeitreiben wollt?

Kaplan. Ich meine nur, so unmasgeblich —

Bodo. Nun ja doch!

Kaplan. Ritter Klaus, Ihr seyd Vormund eines schönen Fräuleins. Ich meine die Ziegenbergerin, die Ihr bei Euch erzieht. — Wie wär's denn? —

Klaus. Kunegunde ist ein schönes Weibsbild, sie hat sich bisher gut betragen, ich bin ihr Vormund, aber — ihr leichter Sinn will mir und meiner Frau nicht gefallen. — Besucht mich auf meiner Burg, Bodo, und lernt sie kennen. Uebrigens — ist Ehrenfrieds Schwester, Ilsegard, auch kein unebenes Fräulein.

Ehrenfried. Der soll man nichts von einem Manne sagen, sie will ins Kloster.

Kaplan. So stöhrt sie nicht in ihrem heiligen Berufe.

Klaus. Ei! was da! des Weibes Beruf ist, mit einem Manne zu leben und Mutter zu werden, aber nicht im Kloster zu verwittern! — Wo steht denn das geschrieben?

Kaplan. Im Herzen, Herr Ritter! da liegt der Berufsbrief.

Ehrenfried. Darüber möcht' ich mich mit Euch gelahrten Herren nicht streiten, das müßt Ihr besser wissen, als wir arme Laien, aber — nehmt mir's nicht übel! — ich denke doch, was ich will. Ich bin kein Freund vom Klosterleben. Inzwischen, wenn Ilsegard nicht heurathen will, zwingen will ich sie nicht. — — Da ist auch das Fischberger Fräulein, ein schmuckeres, artiges Ding! die kann Bodo ja auch besehen. Das Besehen, hat er umsonst.

Bernd von Bernau. Ich denke immer, Bodo hat sich etwa schon in Italien vergafft.

Bodo. Noch nicht, aber beinahe. Da ist die Schwester des Marchese Blandrate, die Wittwe des Grafen Terno, ein schönes Weib,

bei meiner ritterlichen Ehre! aber sie ist Mutter zweier schönen gar kleinen Kinder. Sonst —! wer weiß, was geschehen wär! *) — Noch ist mein Herz frei.

Klaus.

*) Ein, wie ich vermuthe, fast allgemeines Vorurtheil des Adels in der Vorzeit, keine Wittwe mit Kindern zu heurathen. Es laßen sich deshalb einige Grundursachen vermuthen. Entweder hatte man wegen Erbstreitigkeiten oder wegen doppelseitigem Kinderzwist nicht gern in der Ehe zugebrachte Kinder, oder man glaubte, einer Mutter die Wittwe sey, liege die Pflicht ob die Erziehung ihrer Kinder besser zu besorgen, wenn sie allein, als wenn sie die Frau eines zweiten Mannes sey. Auch konnte man nicht wißen, ob sie dann den Kindern der ersten oder zweiten Ehe mehr mit Liebe zugethan seyn würde, und ein solcher Vorzug, sollte nicht statt finden; ich sehe darinne nichts Unbilliges. Zwar finden sich Beispiele vom Gegentheil in der Geschichte, aber sie sind als Ausnahmen von der Regel zu betrachten. Hingegen giebt es, unter andern, auch ein schaudervolles Beispiel für den Beweis dieses Vorurtheils, welches Lůca in dem Grafen-Saale S. 373. nach *Bruschii* Monaster. Germ. Chronol. p. 133. erzählt. Es ist dieses: Graf Otto von Orlamůnd starb frühzeitig, und hinterlies eine junge Wittwe, eine geborne Herzogin von Meran, mit zwei jungen Kindern, einem Herrlein und einem Fräulein.

Klaus. Deutsche Hand, in deutsche Hand! Ein deutscher Mann, ein deutsches Weib! das

lein. Sie war ein Weib von ungemeiner Schönheit und lebte nach ihres Gemals Tode auf ihrem Wittwensitze Blessenburg, (welches damals, so wie noch andere voigtländische Besitzungen, einer Branche der Grafen von Orlamünd, gehörte.) Die schöne, junge Wittwe, machte Eindruck auf den jungen **Burggraf Albrecht zu Nürnberg**, und es kam so weit, daß ihr der junge Rittersmann seine Liebe erklärte, und ihr seine Zuneigung gestand, mit der Erklärung, **daß er ihr wohl die Ehe zusichern und sie heurathen wolle, wenn ihm nicht vier Augen im Wege wären.** — Das stand der jungen, feurigen Dame nicht an, daß sie wegen ihrer Kinder sich der Freuden des Ehestandes begeben sollte, sie beschloß also dieselben aus dem Wege zu räumen, und damit es das Ansehen haben möchte, als wären sie plötzlich gestorben, durchstach sie beiden mit einer Nadel die Kopf Wirbel. Sie wurden im Kloster **Himmelskron** beerdiget, und **Bruschius** hat sie beide gesehen. — Der Ausgang der Geschichte, wird nicht gemeldet. Aber es scheint nicht, daß die wollüstige Gräfin ihren Entzweck erreicht habe, vielmehr mag sie ihr Liebhaber wohl ob dieser That verabscheut und sich gehütet haben, ein Eheband mit ihr zu knüpfen, welches ihr nicht heiliger seyn konnte, als das zerrissene Band der mütterlichen Blutsfreundschaft.

ist mein Wahn. Es kömmt selten etwas Gutes zum Vorschein, wenn man Pflanzen auf fremden Boden verpflanzt. Und warum sollen wir unsere deutschen Jungfrauen und Weiber verachten? sind sie nicht auch schön, tugendhaft und sittsam? Ein fremdes Weib nehmen, heißt, die einheimischen Weiber verachten. Deine Mutter war eines deutschen Ritters Tochter, geboren von einem deutschen, biedern Weibe, nimm Dir ein Fräulein Deines Vaterlandes, und sey glücklich mit ihr. Deutsches Blut rolle in den Adern Deiner Söhne, und deutsche Sittsamkeit ziere Deine Töchter. — Es leben Deuschlands Töchter!

Alle. (stoßen an und trinken) Sie sollen leben!

Die Grosmutter. Ein Wort zu seiner Zeit habt Ihr gesprochen, Ritter. Ich Alte, bedanke mich im Namen aller deutschen Jungfrauen und Weiber. Das hat mir wohlgefallen. Ich bin auch eines deutschen Vaters und einer deutschen Mutter Tochter, und habe einen edlen Sohn geboren.

Klaus. Ein edler Mann! das war er!

Kaplan. Der Herr verleihe ihm Freuden die Fülle in seinem himmlischen Reiche!

Daß unser Ritter, (und wenn er es bei den damaligen einförmigen Beschäftigungen auch nur aus langer Weile gethan hätte,) nun wirklich auf die Mädchenschau ausgieng, können sich die Leser leicht vorstellen. Wir wollen hören, wie das wichtige Geschäft ablief.

Es war ein angenehmer Frühlingstag als Bodo sein Roß satteln, zwei Knappen aufsetzen lies, und in ihrer Gesellschaft nach Ehrenfrieds Burg zu trabte.

Daselbst war kurz vorher Ritter Klaus nebst seiner Hausfrau und seinem Mündel dem Fräulein Kunegunde, eingetroffen, da sie von einem benachbarten Wallfahrtsplatze zurückkamen, wo sie eben ihre Andacht verrichtet hatten.

Die Männer setzten sich an den Schenktisch, die Weiber unterhielten sich in der Küche von weibli-

weiblichen Geschäften, und Fräuleln Kunegunde sas bei Ehrenfrieds Schwester Ilsegard, im Fenster *) des großen Zimmers, in welchem sich mehr als eine Parthie, eine jede vor sich, unterhalten konnte. **) — Indeß nun die Zecher von Fehde und Waffen, vom italiänischen Kriege und Gegenpapste, von Steuern und Zehenten, vom Weine und Gottesdienste rc. sprachen, kosten unsere Jungfrauen folgendermaßen miteinander.

Ilsegard. Du hast Dich doch recht wohl erbaut?

Kunegunde. Nun ja! so ganz artig.

Ilsegard.

*) Die Leser, welche in alten Schlössern bekannt sind, werden auch die steinernen Fenstersitze in denselben kennen, sie gehen, je dicker die Mauern sind, oft so tief hinein, daß man in einem solchen Fenster, wie in einem Kabinette, gleichsam abgesondert sitzt.

**) Der Luxus unserer Zeiten, die Anständigkeit, und wie man sagen will, hat die Gesellschaftszimmer ganz verdrängt, in welchen sonst der Hausvater mitten unter seiner Familie sas. Die Schaam jagt jezt unsere Eheleute, so gar in besondere Zimmer, aber welche Gattung von Schaam das thut, — das wage ich nicht zu entscheiden.

Ilsegard. Ganz artig? — Ei! und du kannst von so etwas so leicht hin sprechen, als sprächst Du von deinem Wedel? *) — Gewiß Kunegunde! Du hast einen sehr leichten Sinn.

Kunegunde. Wenn auch! einen schweren Sinn mag ich nicht haben. Wozu frommt er? — Bist Du denn noch fest entschlossen den Schleier zu nehmen? — Laß es bleiben, und nimm Dir lieber einen Mann. Ich möchte wohl einen haben, der mir gefiel.

Ilsegard. Den kannst Du ja wohl bekommen!

Kunegunde. Wenn es nur bald ein Turnier gäb! man sieht gar nichts Männliches, und die häßlichen Heerzüge mit dem Kaiser nach Italien,

*) D. i. nach unserer jetzigen Sprache: ein Sonnenfächer. Damals waren sie unbeweglich, auch ein halber Zirkel, aber an einem langen Stiele von Holz, Silber oder Gold, (nach den Vermögensumständen der Besitzerin,) und der obere Theil war von Federn; mehrentheils wurden Pfauenfedern dazu genommen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die erste Idee einem ausgebreiteten Pfauenschweife abgeborgt wurde.

lien, taugen auch nichts. Die Männer schlagen uns dort entweder unsere jungen Herren todt, oder die Weiber verführen sie uns! Sie sollen darinne sehr geschickt seyn; ich möchte wohl etwas von ihrer Kunst können.

Ilsegard. Pfui! schäme Dich. —

Kunegunde. Warum denn? 's könnte wahrhaftig nichts schaden!

Ilsegard. Ei nicht doch!

Kunegunde. Ei ja doch! — Wenn Du etwa glaubst, ich sollte mich so wie Du Dich, willig zu einem klösterlichen Leben bequemen, so irrst Du Dich sehr. Ich habe Lust mein Leben zu genießen, aber nicht zu vertrauern.

Ilsegard. Sag mir aber nur, wo Du dieses alles her hast?

Kunegunde. Woher? (aufs Herz zeigend) Hier liegt's, und hier soll's nicht vergraben bleiben. — Sieh doch! dort kömmt etwas Schimmerndes auf die Burg zu; das muß ein Ritter seyn. (Sie öffnen die Fenster) Ja, ja! — — immer näher! —

Ilsegard. Es sind ihrer drei. —

Kunegunde. Ein Ritter und zwei Knappen. — Siehst Du nicht? — (dreht sich herum) Es kömmt ein Ritter mit zwei Knappen heran. —

Klaus. Wer möchte das seyn?

Ehrenfried. Der Arauer, oder Kalwer. Sonst wüßte ich nicht, wer es seyn könnte. Es müßte denn etwa Fritz Steinberg seyn.

Klaus. Möglich!

Kunegunde. Sein Helmbusch ist grün und gelb.

Klaus. Grün und gelb? — hm! —

Ehrenfried. Grün und gelb? — Grün und gelb? — das müßte — ja! — das wird der Sichelsteiner seyn?

Kunegunde. Bodo? von dem Ihr neulich spracht?

Klaus. Eben der.

Ehrenfried. (stößt ihn an) Das wär so etwas! — Vielleicht lernen sie sich kennen.

Kunegunde. Sie sind schon an der Brücke!

(der Thurmwart bläßt)

(Eine Pause)

Kastellan. (kömmt herein) Bodo Sichelstein hält vor der Burg.

Ehrenfried. Laßt die Brücke fallen.

(Kastellan geht)

Kunegunde. (zu Ilsegard) Der Sichelsteiner soll ein artiger und wackerer Mann seyn.

Ilsegard. (seufzend) Das habe ich auch gehört!

Kunegunde. Und dazu, kannst Du seufzen?

Ilsegard. Soll ich lachen?

Kunegunde. Auch nicht. Aber auch nicht seufzen, oder nicht an's Kloster denken. — Nimm Dich zusammen! der Ritter Bodo geht auf Freiersfüßen. Und — und! wer weiß, warum er kommt! da ist er schon!

Bodo. Grüß' Euch Gott! (giebt ihnen die Hand) — Sieh da Klaus! —

Ehrenfried. Willkommen!

Klaus. Willkommen! — Woher des Landes?

Bodo. Von meiner Burg. Die Zeit wurde mir recht sehr lang, da dachte ich, willst hinnüber bei Ehrenfried, und (wirft die Handschuhe auf den Tisch, nimmt den Helm ab und hängt ihn an einen Nagel) da bin ich!

Ehrenfried. Bist uns willkommen! nochmals.

Bodo. Aber — wie kömmts, daß ich Euch hier treffe?

Klaus. Wie kömmt's? — Komme von einer Wallfahrt mit meinem Weibe und meiner Kunegunde.

Bodo. (sieht sich um, erblickt die Fräuleins, geht auf sie zu, und giebt ihnen die Hand) Seyd schön gegrüßt!

Ilsegard. Auch Ihr!

Kunegunde. Willkommen Herr Ritter!

Klaus. Das ist meine Kunegunde!

Ehrenfried. Und die dort, mit dem Magdalenengesicht, ist meine Schwester.

Bodo. Schön! schön! — Wie geht's Fräulein? — Immer noch Klostergedanken? — Laßt sie fahren!

Kunegunde. Das ist mein Rath auch, aber sie will ihn nicht hören. Helft mir doch ihr zureden, daß sie nicht in's Kloster geht.

Bodo. Wie kann ich das? — Ich kann ja nicht wißen —

Kunegunde. Was? —

Bodo. — was sie in's Kloster treibt.

Ehrenfried. (lachend) Sie will mit Gottes Hülfe Aebtissin werden.

Bodo. Laßt das seyn, und werdet lieber Mutter.

Klaus. (lacht laut auf) So ist's! — Gut gesagt! —

Bodo. Je nun! — Ich meine nur so! —

Klaus. Nun ja doch! —

Bodo. Fühlt Ihr wirklich den Beruf, schönes Fräulein! eine Nonne zu werden?

Ilsegard. O ja! (seufzend) Gewiß! — Es ist mir so! —

Bodo. Nun — dann freilich! —

Ehrenfried. (bringt ihm einen Becher) Thut Bescheid!

Bodo. Ihr sollt leben, schöne Fräuleins! (trinkt)

Kunegunde. Ich danke!

Ilsegard. Danke schön!

Bodo. Ich bring's Euch zu.

(die Fräuleins trinken)

Ehrenfried. Wohlauf! wohlauf! — Hört Mädels! singt mir das Liedchen.

Kunegunde. Das kann geschehen.

Klaus. Nun! so singt. Ich hör's auch gern.

Kunegunde und Ilsegard. (singen)

Wohlauf! wohlauf!
so trinkt! so trinkt!
und leert den vollen Becher
ihr edlen deutschen Zecher,
und trinkt! und trinkt!

Der Wein, der Wein,
ist rein, ist rein!
so rein sey eure Seele
und bar und ohne Fehle,
so rein, so rein!

Der Becher klingt!
so trinkt! so trinkt!
o! nehmt es wohl zu Herzen,
Der Wein vertreibt die Schmerzen
so schnell! so schnell!

Wohlauf! wohlauf!
so trinkt! so trinkt!
es fliehen Gram und Sorgen,
der Abend, wird zum Morgen,
drum trinkt, drum trinkt!

Der Rappe scharrt,
das Mädel harrt,
sie steht und harrt am Gitter,
auf ihren lieben Ritter,
und winkt und winkt!

Sie winkt! sie winkt!
die Rüstung blinkt,
sie stralt auf Liebeswegen
ihr schimmernd hell entgegen;
der Ritter kömmt!

Wohlauf! wohlauf!
viel Heil und Glück!
sie bringt ihm einen Becher,
es trinkt der liebe Zecher,
und bringt's ihr zu!

Sie trinkt! sie trinkt!
ihr Auge blinkt,
so hell als wie im Becher
der reine Sorgenbrecher,
der edle Wein!

Trinkt auch wie sie!
so spät als früh!
und laßt die Becher klingen,
und laßt uns fröhlich singen:
Wohlauf! wohlauf!

Ehrenfried. Wohlauf! wohlauf!

(Sie stossen an und trinken.)

Klaus. Nun sagt mir doch, Bodo! ist's denn noch immer leer in Eurer Burg?

Bodo. Wie meint Ihr das?

Klaus. Je nun! ich meine, ob Ihr noch immer kein Weib in Eure leere Burg führen mögt?

Bodo. Ich suche noch.

Klaus. Nun! so findet nur bald, daß wir einen Hochzeitschmauß bekommen. Laßt mich einen Kuppelpeltz verdienen. Hier stehen ja Mädels. Was sagt Ihr dazu?

Bodo. Fräulein Ilsegard hat Klostergedanken, und Fräulein Kunegunde, scheint mir's! hat schon ihr Theil.

Kunegunde. Geirrt, Ritter! ich such's noch. Aber, wenn ichs nicht bald finde, so geh ich mit Ilsegard in's Kloster.

Klaus. Ha ha ha! Du und das Kloster! — Das kömmt mir eben so vor, als wenn ich ein Mönch werden sollte. Du hast kein Klosterfleisch. Mach nur, daß Du bald unter die Haube kömmst.

Kunegunde. Nun ja doch! — Aber ich kann doch nicht selbst auf die Freite gehen.

Klaus. Das machst Du gut! — Wie gefällt Dir der junge Geselle hier?

Bodo. Wie gefalle ich Euch, Fräulein?

Klaus. H' raus mit der Sprache: Du bist ein deutsches Mädchen! das ist ein deutscher

Mann;

Mann; halte nicht hinterm Berge, das frommt nicht.

Kunegunde. Wenn Ihr vom Gefallen sprecht, — so will ich's offenherzig sagen! — er gefällt mir eher mehr, als weniger, aber —

Klaus. Doch ein Aber?

Kunegunde. Er scheint mir kein Mann für ein Weib zu seyn.

Bodo. Habe freilich das Scharwenzeln nicht gelernt, und kann das Hofieren nicht ausstehen, aber, ich meine es redlich und gut. Auf's Aeussere dürft Ihr nicht sehen, aber das Innere ist nicht so schlecht. Ich bin hitzig und oft jähzornig, aber es ist gleich wieder vorüber. Seht! so bin ich.

Kunegunde. Ich bin gern froh, und necke mich gern. Ich mag nicht gern traurig seyn. Da sagt mir immer ein altes Sprichwort: Lieb' ist Leides Anfang.

Bodo. So sagt ein anderes Sprichwort: Liebe macht Liebe — Lieb' um Liebe, Treu' um Treue! wollt Ihr es wagen das zu erfahren?

Kunegunde. Ich will mit meiner Base drüber sprechen. Laßt mir nur acht Tage Bedenkzeit, dann sollt Ihr Antwort haben.

Bodo. Nun! das ist doch ein Wort. — Fräulein! und Ihr — werdet doch meine Vorsprecherin seyn?

Ilsegard. O ja! (seufzend) warum denn nicht?

Ehrenfried. Da kommen unsere Weiber! nun wird's lebhaft werden.

Gegen Abend geleitete Bodo Klausen und seine Weiber bis zu seiner Burg, und ritt dann nach Sichelstein zurück, mit der Erinnerung, er werde in acht Tagen wieder kommen, und nach dem Jawort bey Kunegunden fragen.

Diese wurde den folgenden Morgen, nach dem Morgengebete, von Klausens Hausfrau, der wohlbedächtigen Sidonia folgendermaßen in die Lehre genommen.

Sidonia. Da nun Ritter Bodo um Dich angehalten, und wegen der Ehe dich besprochen hat, so höre mir wohl zu, was ich Dir zu sagen habe. *) — Magst Du keusch und züchtig außer der Ehe leben, so wird Dir das Ehre bringen, will aber Dein Herz das nicht zugeben, und fühlst Du Minne Gewalt, die Dich zwingt einen Mann zu suchen, den Du leiden magst, der ehrenwerth und Deines Standes ist, so gieb ihm ohne Bedenken das Jawort.**) —

*) Ich habe diese Lehren einer alten deutschen Hausfrau nicht unterdrücken mögen, will aber auch zugleich gestehen, daß ich sie wörtlich der alten Winsbeckin, einer deutschen Dichterin aus den Zeiten der Minnesinger, abgeliehen habe. Durch dieses Geständniß, werden sie gewiß mehr gewinnen, als verlieren, und es kann meinen Leserinnen gar nicht gleichgiltig seyn, etwas über diesen wichtigen Punkt, aus dem Munde einer für das Wohl ihrer Tochter besorgten Mutter der Vorzeit zu vernehmen, welches das Gepräge der Wahrheit mit dem Gepräge der Originalität vereinigt. Ich werde jederzeit der ehrlichen Winsbeckin original Stanzen unter dem Texte, oder vielmehr, der Verdeutschung, anführen.

**) „Maht du en küsches herze tragen,
Des muost du lob vnd ere han.

Ob

Bei der Liebe finde kein Zwang statt, das taugt nicht! Dich zwingt niemand. Prüfe dich wohl. Ehrliche Liebe kömmt vom Herzen, und ihr Zweck und Ziel ist, Ehr und eheliche Treue. Man wagt dann ehrlich Gewinn und Verlust. Andere Liebe taugt nichts, wankt flüchtig hin und her, und wandelt einen schlüpfrigen Pfad. *) Die ehrbare, rechtschaffene Liebe, verschmäht ein Herz, welches Untugend beherrscht, und flieht diese schlimme Wohnung. Sie sucht ein Herz von innen rein, ehe sie von außen an daßelbe klopfet, und findet sie ein solches reines Herz,

so

Ob du minne dir des niht gan,
Vnd wil betwingen mit gewalt
Dich, das du minnest einen man,
Der selden ist vnd eren wert,
Der sol doch nach dem Willen min
Von dir beliben ungewert."

*) „Betwungen lieb ist gar ein wiht,
Wann si git hohes muotes niht.
Dú liebe sol von Herzen komen,
Vnd haben mit steter truwen pflicht
Vf alle verlust und vf gewin;
Die ander liebe slipfic sint,
Alsam ein ie daher, dahin.

so wählt sie sich daßelbe sogleich zu ihrem Sitz. *) — Ich liebe Dich, wie meine Tochter, da ich selbst keine habe, und wünsche Dir einen glücklichen Ehestand. Aber — übereile Dich nicht. Bodo ist reich und hat viel Gut, magst Du ihn aber nicht lieben, so frage nichts nach seinem Gut und Reichthum. Bedenke, daß Du mit ihm leben mußt. Ihr knüpft ein Band, das nur der Tod lösen kann, und Vorsicht ist nützlich und nöthig einem jeden Mädchen, der man den ehelichen Ring darbietet. Eine gute Ehe ist ein Paradies, eine böse, ist eine Hölle. Da heißt's nach dem Sprichwort:

Lieg' ich vorn, werd' ich geschlagen,
lieg ich hinten, werd' ich gerauft,
lieg ich mitten, werd' ich gedrückt. **)

— Drum

*) Sie mag ein herze nit getragen,
Das mit vntugenden ist verslagen.
Da wil Sie ane zwivel niht
Benahten innen noch betagen.
Es muos gereinet innen sin,
E das si ussen klopfe dran;
Ist es also, si sizet drin.

**) S. Eyrings Sprüchwörterbuch. III. Th. S. 178. 179.

— Drum sieh Dich wohl vor, man sagt nur einmal Ja! und das ist ein wichtiges Wörtchen. Ich, habe es nicht ohne Zittern und Beben ausgesprochen, als ich darum gefragt wurde. Aber — Gott sey Dank! — bereut hab' ichs nicht. — Alles mit Bedacht! — Sprichst Du aber, einmal Ja! so halte Wort und Treue. Bist Du eine Frau, so bleibe die Frau Deines Mannes allein. Sey züchtig, sittsam, eingezogen, und halte Dich nur gegen Deinen Mann zärtlich und freundlich. Sein Umgang allein sey Dir angenehm, und seine Burg sey Dir nie zu enge. Steh Deiner Wirthschaft treulich vor, und meide den Müssiggang. Such' alles aus dem Wege zu räumen, was Deinem Mann Verdruß und Aerger machen könnte; und was ich Dich bitten will! lerne Schweigen, wenn Dein Mann hadert und widersprich ihm nicht. Der Widerspruch macht Unfriede, und die meisten Weiber bekommen deshalb Schläge. *) — Sey vernünftig

*) In jenen Zeiten war der Stock das Friedensinstrument in den Ehen, weit mehr als jetzt, und eine

nünftig und gefällig, so wird Deine Ehe glücklich werden.

Kunegunde. Das sind viele Bedenklichkeiten!

Sidonia. Drum, sieh Dich vor. — Gefällt Dir Bodo?

Kunegunde. Ach ja!

Sidonia. So ist Dir weiter nicht zu rathen. — Geh in die Küche und mach Feuer an, daß mein Mann sein warmes Bier antrift, wenn er von der Schweins-Hatz kömmt.

Dem

eine Frau die Schläge bekam, war kein Phönix. Man hatte davon ein gar liebliches Sprichwort, welches Ehrn Eyring III. Th. seines Spr. W. B. S. 256. also anführt.

„Den Esel muß der Knüttel zwingen,
Den man auch sonst nicht fort kan bringen.
Der gleich das böß Weib immer trutzt,
Wenn man nicht vngebrandt Aschen nutzt:
So kann man auch der Nüß nicht gniessen,
Man hab denn auch vor drauff geschmissen."

— Wahrhaftig! ein Mann ohne Lebensart! Nüße, Esel und Weiber in eine Klasse zu setzen. Unsere Engel und Göttinnen so herabzusetzen. — Gut! daß er nicht mehr lebt, und daß seine Maximen heutiges Tages ausser Werth gesetzt sind!

Dem Ritter Bodo wurde seine Burg zu enge. Er war verliebt. Die Jagd konnte ihn nicht mehr ergötzen, und seine Rüstung hieng bestaubet an der Wand. — Er rufte seinen Kaplan.

„Reutet — sprach er; — doch einmal auf Klausens Burg. Laßt Euch mit dem Fräulein in ein Gespräch von mir ein, hört was sie sagt, und hinterbringt mir was Ihr gehört habt.“

Der Kaplan bestieg das Roß und flog auf Klausens Burg.

Klaus hörte mit seinem Weibe und seinem Mündel eine Messe bei den benachbarten Benediktinern, und war abwesend. Der Rüstmeister versicherte aber, sie würden in kurzer Zeit wieder zurückkommen. Indeßen, wies er ihn in den Garten, wo Fräulein Ilsegard lustwandelte, welche so eben auch angekommen war, ihre Gespielin zu besuchen.

Kaplan. Gottes Seegen und viel Glück! schönes Fräulein.

Ilsegard. Seyd schön gegrüßt! Herr Kaplan. — Wie geht's auf Eurer Burg?

Kaplan. Ganz still hin.

Ilsegard. Ihr werdet bald eine Hausfrau bekommen.

Kaplan. So sagt man. — Es ist auch Zeit. Die Grosmutter ist sehr alt und stumpf, und des Ritters Wirthschaft braucht eine Frau, so gut, wie er selbst.

Ilsegard. Seyd Ihr auf Kundschaft ausgeritten?

Kaplan. Auf Kundschaft? Ich? bewahre Gott! — Blos ein kleiner Lustritt. Ritter Bodo weiß nicht einmal wo ich bin. Inzwischen, da ich einmal hier bin, will ich doch an dem Fräulein hören, wie sie gegen den Freier in Sichelstein gesinnt ist.

Ilsegard. Bodo ist ein guter Mann!

Kaplan. Gewiß! — Ein wenig hitzig zwar, aber — es ist gleich wieder vorbei.

Ilsegard, O ja! ich glaub's gern, daß er ein guter Mann ist.

Kaplan. (schlau) Nicht wahr?

Ilsegard. Wer wollte auch daran zweifeln?

Kaplan. Ihr werdet doch noch der Hochzeit Eurer Freundin beiwohnen, ehe Ihr den Schleier nehmt?

Ilsegard. Wohl! — doch aber — kann ich das selbst noch nicht ganz gewiß wißen.

Kaplan. Aber — wenn ich's so recht überlege! — Euer Bruder, Fräulein, ist ein sehr guter Freund von Bodo, und Ihr selbst hättet wohl des Ritters Braut seyn mögen. Da gieng aber das Gerücht, Ihr wolltet aller irdischen Liebe entsagen, und Euch blos im Glauben mit Euerm Seelenbräutigam vermälen.

Ilsegard. (hält ihr Schnupftuch vor die Augen) Ach!

Kaplan. Was ist Euch?

Ilsegard. Nichts.

Kaplan. Ist Euch nicht wohl?

Ilsegard. Ach ja! — Ich weiß aber nicht — Euere Rede mahnt mich an die Erfüllung meines so lange verschobenen Gelübds, und da —

Kaplan. Habt Ihr Euch dem Kloster gelobt?

Ilsegard. Das habe ich.

Kaplan. So laßt Euch ja durch keine irdischen Gedanken abwendig machen, zu erfüllen, was Ihr gelobt habt. Gelübde muß man halten; die Strafe folgt dem auf dem Fuße, der sie bricht.

Ilsegard. Ich will es heilig halten.

Kaplan. Nun wohl! so seht zu, daß Ihr der Verführung nicht unterliegt. Die irdische Welt kann Euch keinen Ersatz geben für verlorene himmlische Güther. Auch kein Gemal kann Euch hier ersetzen, was Ihr dort verliert.

Ilsegard. (seufzend) So sagt man!

Kaplan. Fräulein! — Nicht, so sagt man, so glaubt man und mit Wahrheit. So ist es.

Ilsegard. O ja! ich glaube es.

Kaplan. Euer Herz, scheint es, hängt noch sehr an dieser Erde. Verlaßt sie im Gei-

sie, und schwingt Euch aufwärts, wo Heil zu finden ist.

Ilsegard. Das will ich.

Klaus kam indeßen mit seiner Sidonia und mit dem Fräulein zurück. Die Gäste wurden wohl empfangen, und nach Tische suchte der Kaplan Gelegenheit Kunegunden allein zu sprechen, und fand sie im Garten.

Kaplan. Ihr wartet Euere Blumen sorgsam, schönes Fräulein! — Wie werdet Ihr erst so sorgfältig in der Pflege Euers zukünftigen Gemals seyn!

Kunegunde. Ich werde thun, was einer Hausfrau ziemt.

Kaplan. Wohlgeziert mit weiblicher Tugend, wie mit einem köstlichen Kleinod, mit Treue geschmückt, auf Sittlichkeit bedacht, keusch, ehrbar, ohne falsch, und zum Guten willig, *) sey

*) Heinrich von Veldeck sagt in seinem Gedicht von Herzog Ernst in Baiern, von der minniglichen Adelheid, daß sie war ein Weib:

„Mit

sey das deutsche Weib des deutschen Mannes; — und so seyd Ihr Fräulein, minniglich, züchtig und hold. — Ritter Bodo läßt Euch seinen Gruß entbieten, bald wird er selbst herkommen und Euch um Euer Jawort befragen. — Glaubt Ihr wohl mit ihm leben zu können?

Kunegunde. Das will ich ihm selbst sagen, wenn er kömmt.

Kaplan. Nun gut! — Also, Hoffnung hat er doch?

Kunegunde. Ei! die darf jeder haben, der um eines Weibes Herz und Hand wirbt.

Kaplan. Wohl wahr! — Aber, ich meine, ob Ihr ihm Hoffnung gebt?

Kunegunde. Selbst ist der Mann! — Laßt ihn nur kommen, ich will ihm schon Bescheid sagen.

„Mit wibestugend unterſniten
Mit truwen wol getziret
Vf wiblich pris gefiret
Bedacht vf alle wirdigkeit
Valſche fure was yr leit
Kuſch vnd erbere
Vnd tzu gode gar gervere."

Kaplan. Ich meine doch, Ihr laßt ihn nicht mit einem: „Geh nur weiter!" abziehen. Nicht wahr?

Kunegunde. Er soll selbst kommen.

Kaplan. Also — Ihr wollt es haben, daß er kommen soll?

Kunegunde. Warum quält Ihr mich, mit solchen Fragen? — Ich stehe Euch nicht Rede, aber Bodo wohl. Und, was ich ihm zu sagen habe, will ich ihm allein sagen.

Kaplan. Nun wohl! — Er wird kommen. Vielleicht, morgen schon. Es will ihm gar nicht mehr auf seiner einsamen Burg gefallen. Er geht umher, sucht und sucht, und findet nicht was er sucht. Wahrhaftig! — er ist liebekrank. — Nun! Gott befohlen, schönes Fräulein, als Braut seh' ich Euch wieder.

Bodo holte hierauf das Jawort von Kunegunden. Die Verlobung wurde gefeiert, und Ilseard gieng ins Kloster.

Bald darauf war Hochzeit auf Klausens Burg, wo es gar hoch her gieng. Da gab es Wild und Fische, Vögel und Kuchen im Ueberfluß, auch wurden drei Schauessen aufgetragen, die waren gar sonderbar anzuschauen, als da waren: *)

„große Hechtsköpfe mit Feuerwerk in einer Gallren verwappnet,"

lieblich zu sehen, zu großer Lust und Freude der Hochzeitgäste und des Brautpaars. Ferner wurde als Schauessen aufgetragen zur Tafelzier:

„ein Storch mit Jungen und einen Strick um den Hals. — Dabei waren geschrieben die Reime:

Ich wollt mit rechter Begier
Daß jedem Klaffer wär als mir.

Dann kam ein Berg mit Gemsen mit den Reimen:

Wem je zu Klaffen ist zu goch,
Der Lug, versteig sich nicht zu hoch."

*) Nach einem originalen Küchzettel bei einer Erbachischen Hochzeit, wobei aber doch ein wenig der Anachronismus übersehen werden muß. S. Dan. Schmidts Erb. Hist. Urk. Samml. S. 351. 352.

Getrunken wurde weidlich; und am dritten Tage führte Bodo sein Weib mit großem Geleite nach Sichelstein, wo er seinen Geleitern einen wackern Hausschmauß noch obendrein gab.

Da lebte nun Bodo mit seiner Hausfrau sehr zufrieden, blos für sie und die Jagd. Daß Kunegunde so ganz mit ihrer Situation zufrieden gewesen wäre, ist nicht zu behaupten, inzwischen suchte sie sich doch so gut sie konnte, in ihre Lage und Verhältnisse zu schicken, und so verstrich ein Monat nach dem andern, so verfloß endlich ein ganzes Jahr. Das eheliche Leben gieng seinen einfachen Gang fort, aber ein Kind fesselte den Mann noch zur Zeit nicht stärker an seine Frau, die Frau, nicht stärker an den Mann, und die Großmutter starb, ohne einen Enkel auf ihren schwachen Armen zu tragen. Mit dem Tode der guten Frau, wurde es zu Sichelstein noch einsamer, und zuletzt, schien, wie das zu geben pflegt, sogar die Langeweile ihr Hoflager daselbst aufzuschlagen, da gab es dann Pausen, die oft ein starkes Gähnen effektuirten, wenn Mann und Frau beisammen saßen.

Indes-

LB Coburg

Indessen, es war beschlossen, es sollte lebhafter in dem Schlosse werden, und das geschah auch, wie wir hören werden.

Abt Herrmann konnte den Schelm zwar verbergen, aber innerlich grollte er immer noch heftig ob der Zahlung, welche er hatte leisten, und des Unrechts, welches er hatte eingestehen müßen.

Bei sich erzog er den jungen Rüdiger, seinen Schwestersohn, einen Edelknecht, der Erbe einiger Schlösser war. Dieser war ein listiger, verschlagener Gesell, und was er noch nicht war, machten der Abt und seine Helfershelfer aus ihm. Diese gaben der Münze ein selbstbeliebiges Gepräge, und brachten sie auch endlich ganz erwünscht in Kours.

Rüdiger war kaum achtzehn Jahr alt, als er schon unter den Weibern eine starke Bekanntschaft hatte, und wenn es auf Liebesintriken ankam, so stand er seinen Mann besser, als

mit den Waffen, denn, was das Fechten anbelangte, da war er eben kein Held. Ueberhaupt war das Waffenwesen seine Sache gar nicht, aber zur Schadenfreude und Hinterlist, war er geboren und erzogen.

Der Abt, freilich weit listiger als sein Zögling, war ein Mann, der, um seine Absicht zu erreichen, alles wagte. Er hatte nicht wenig Menschenkenntniß, und machte sich die Neigungen der Leute gern zu nutze, sollte es auch auf seiner Anverwandten Unkosten gehen. Alle Mittel waren ihm gleich, wenn er nur seinen Zweck erreichte. Seinen Neffen hatte er zum Werkzeug seiner Rache an seinem Feinde Bodo ersehen, und dazu gebrauchte er ihn auch.

Rüdiger war vogtbar und Herr seiner Güther geworden, demungeachtet verlebte er mehr Tage in dem Kloster seines Oehms als auf seinen Schlössern, weil es ihm dort besser gefiel, als hier. Das schwärmende, lustige Leben der Mönche, deren Abt sein Oehm war, behagte ihm besser, als die Einsamkeit auf seiner Burg. Hier sah er nichts, als Mauern und Waffen,

und dort gab es wohlbesetzte Tafeln, und gutwillige Weiber und Mädchen, die ihm und den Mönchen — die Zeit vertrieben. Da gab es Wein und Liebe, und dort kalte Wände und verrostete Waffen.

Einst kam er zu seinem Oehm von einem seiner Schlösser, wo er sich kaum seit seiner Abreise aus der Abtei, zwei Tage aufgehalten hatte.

Rüdiger. Grüß Euch Gott! lieber Oehm.

Abt. Willkommen! — Schon wieder hier?

Rüdiger. Wie Ihr seht. Es will mir auf meinen Schlössern nicht gefallen, es ist dort alles so einsam; hier, lebt man doch besser.

Abt. Wirklich?

Rüdiger. Gewiß!

Abt. Und, woran fehlt's denn auf Deinen Schlössern?

Rüdiger. An allen. — Besonders, fehlt mir's an Gesellschaft, die ich hier nach Herzenswunsche haben kann.

Abt. So, so! — Was ich sagen wollte! Du mußt nicht vergessen, Deinen Nachbarn Deinen schuldigen Besuch zu machen.

Rüdiger. Hm! — Freilich wohl!

Abt. Da ist der Felsenecker, Hohenhorst —

Rüdiger. Nun ja! da trink' ich einmal des Morgens bei Felseneck, und einmal des Mittags bei Hohenhorst, und was ist's dann weiter? Sie haben beide, alte, ehrbare, züchtige Weiber, und es ist nicht einmal ein Spas mit den Zofen zu machen, denn sie haben, glaub' ich, gar keine.

Abt. Auch Bodo Sichelstein ist Dein Nachbar.

Rüdiger. Euer Feind?

Abt. Das ist vorbei. — Ich habe ihm vergeben. — (gottselig) Ich habe nichts gegen ihn. Wir sind ausgesöhnt. — (leichthin) Er hat ein schönes, junges Weib. Die Ziegenbergerin, war ein schönes Fräulein, und — sie hat, wie ich höre, noch nichts von ihren Reitzen verloren. Uebrigens, soll sie, wie man sagt, mit ihrem Manne sehr unzufrieden seyn.

Rüdiger.

Rüdiger. Warum das?

Abt. Bodo ist ein wackerer Ritter, aber er ist kein Mann für ein Weib. Er hat nichts, von alle dem, was einem Weibe gefallen kann. Sie ist sanft, minniglich und zärtlich, und er, hart, rauch und verdrüßlich. Uebrigens hat sie einen leichten Sinn, und — — Trink doch!

Rüdiger. Da wär wohl also etwas zu machen?

Abt. Wenn man kein Dummkopf ist, warum nicht? — Wenigstens der angenehmen Nachbarschaft wegen, so — trink doch! — Ich glaube, Du bist schon in Gedanken bei Kunegunden?

Rüdiger. Ja wahrhaftig! — Sie soll leben!

Abt. Warum nicht? Sonst könntest Du ja nicht bei ihr Unterhaltung finden. — (Sie stoßen an und trinken.)

Rüdiger. Freilich wohl!

Abt. Inzwischen, — dahin ist's noch nicht.

Rüdiger. (hat einen großen Becher geleert, und setzt ihn stark auf den Tisch) Es kann aber doch wohl dahin kommen?

Abt. (schenkt gelassen ein) Ich zweifele.

Rüdiger. Und warum? (trinkt)

Abt. Es ist zwar ein sehr angenehmes Geschäft ein schönes Weib verliebt zu machen, aber — aber! —

Rüdiger. Aber? — Nun! aber —

Abt. Dazu, gehört auch etwas.

Rüdiger. Und was?

Abt. An Figur fehlt Dir's nicht, lieber Vetter, aber — vielleicht — nimm mir's nicht übel! — vielleicht, an Geschicklichkeit.

Rüdiger. Was gilt die Wette?

Abt. Geh doch!

Rüdiger. Ich frage noch einmal: was gilt die Wette?

Abt. Du willst wirklich wetten?

Rüdiger. Ja! ich will; und Ihr sollt sehen, was ich vermag.

Abt. Vetter! Vetter! — Du verlierst!

Rüdiger. Das wollen wir sehen! — Was gilt die Wette?

Abt. Nun gut! — Schlag ein! — Zwölf Fässer Wein und ein Roß.

Rüdiger. Hier ist meine Hand. Die Wette gilt. Binnen hier und acht Wochen, sag' ich Euch Bescheid.

Abt. O! ich gebe Dir ein halbes Jahr Zeit.

Rüdiger. Nichts! — Was ich in vier Wochen nicht vermag, vermag ich auch in einem halben Jahr nicht. — Die Wette gilt auf acht Wochen.

Abt. (lachend) Nun gut! — wenn Du es so haben willst. Es sey! — Aber, ich sage Dir —

Rüdiger. Nichts! nichts! — Denkt Ihr denn, daß ich so unerfahren bin?

Abt. Das eben nicht! Aber — Du mußt nur bedenken, daß Weiber, wie Kunegunde, nicht so zu behandeln sind, wie die Weiber unserer

ſerer Köche und Stallbedienten. Und überhaupt, iſt eines Ritters Frau —

Rüdiger. Auch nur ein Weib. Und, ſie ſind alle über Einen Leiſten geſchlagen, die Weiber.

Abt. Eigentlich wohl! aber Zucht und Erziehung —

Rüdiger. Was da! Was Zucht und Erziehung! die Wette gilt.

Abt. Nun ja doch! — Aber, Du verlierſt ſie.

Rüdiger. Ich gewinne ſie, ſo gewiß, als ich Rüdiger heiße.

Abt. Wir wollen ſehen! — das ſag' ich Dir aber, zweifelhafte Beweiße —

Rüdiger — gelten nicht. Das verſteht ſich ohnehin. Ihr müßt nicht etwa glauben, daß es mir blos um den Spas zu thun ſey, die Wette zu gewinnen; bewahre! — viel Freude will ich haben, mit dem Weibe. So ein Kurzweil mag mir wohl gefallen.

Abt. Glaub's wohl! — Du mußt Dir aber nur die Sache nicht gar zu leicht vorstellen; denn wenn Du durch Dein Betragen das Weib vermuthen läßt, Du trautest Dir selbst in der Sache viel zu, und giengst mit vieler Leichtigkeit zu Werke, so beleidigst Du sie. Und — eine Frau, die nicht aus Neigung tugendhaft ist, kann es wohl aus Eigensinn seyn. Die Weiber sind sonderbare Geschöpfe. Ehe man sich nicht in ihren Launen festsetzt, erreicht man seinen Entzweck nicht. Eitelkeit ist der Hauptgrund ihres Karakters, auf diesem führe Dein Gebäude auf, sonst — stürzt's zusammen. — Doch, ich gebe Dir da Lehren, wie Du es anfangen sollst die Wette zu gewinnen, und vergesse, daß ich sie verlieren soll.

Rüdiger. Laßt mich nur machen!

Abt. Du hast ja bei uns Latein gelernt, und kannst also wohl den Koder des Ovidius lesen *) den er von der Kunst zu lieben geschrieben hat.

Rüdiger.

*) Die Liebesanschläge und Sentenzen dieses alten Sünders, waren sehr früh unter den Deutschen bekannt.

Rüdiger. Ich habe mir selbst eine Abschrift davon von dem P. Placidus machen lassen. — Ihr könnt — gebt acht! — immer die Wette voraus bezahlen.

Abt. Meinst Du? — das laß' ich wohl bleiben. Zur Zahlung ist Zeit genug, wenn die Wette erst gewonnen ist.

Rüdiger. Ich fürchte nur Eins.

Abt. Aha! — also doch! — Und das ist?

Rüdiger. Ich fürchte, Bodo sucht sich meiner Bekanntschaft ganz zu entschlagen.

Abt.

bekannt, und die alte Dichterin Winsbeckin singt von ihm, und der Liebe, indem sie ihrer Tochter Lehren giebt:

„Ein wiser Man, Ovidius,
Der tuot vns wunder von ir kunt:
Er giht, si si genant Venus,
Si mache suesse herzen wunt,
Vnd nach iren willen wider gesunt,
Dú selben aber wider siech:
Das ist ir wechsel alle stunt.
Ir willen niht endringen mac,
Si vert vnsihtic als ein geist
Si en hat niht ruowe naht noch tac."

Abt. Ehrliche Leute, wähnen nichts Arges, und Bodo ist viel zu ehrlich und einfältig — denn Ehrlichkeit und Einfalt sind gewöhnlich getreue Nachbarn — als daß er den Zweck Deiner Sendung argwöhnen sollte. Deshalb sey ruhig.

Rüdiger. Nun! wie es auch kommen mag, ich beginne das Werk.

Den folgenden Tag sas Bodo ganz unbefahrt in seinem Schloßhofe, und sah zu, wie Kunegunde die Hühner und Tauben fütterte, als sich der Fuchs seinem Schloße näherte. — Der Thurmwart blies.

„Wer ist da?“ fragte Bodo.

„Rüdiger von Rüdigensau hält vor dem Schlosse;“ fiel die Antwort.

„Hm! was will der bei mir. Ich mag die Aebtischen Freunde nicht leiden und herbergen.“ —

„Aber, lieber Mann! — fiel Kunegunde ein — es ist um des lieben Friedens willen.“ —

„Meinetwegen! — Laßt die Brücke fallen.“

Die Brücke fiel, Rüdiger ritt ein mit einem Knappen, stieg vom Rosse und both im Schloßhofe seinem Wirthe die Hand.

Bodo. In Gottes Namen, willkommen!

Rüdiger. Grüß' Euch Gott, edler Ritter, edle Frau. — Ich komme, da ich nun vogtbar worden bin, Euch um gute Nachbarschaft zu bitten.

Bodo. Nochmals, willkommen!

Rüdiger. Ich halte gern mit jedem redlichen Manne Freundschaft, und daß Ihr das seyd, Ritter, weiß man schon. Erlaubt mir also, Euch als Freund zuweilen besuchen zu dürfen, und schenkt mir Euere Gegenwart recht oft, es wird mich allemal recht sehr freuen, Euch bei mir zu sehen.

Bodo. Kommt herauf, und nehmt ein Mittagsmal bei mir ein, so gut ich's habe.

Kune-

Kunegunde. Was meine Küche vermag. Wenig, mit Liebe.

Rüdiger. Was Ihr mit Liebe gebt, schöne Frau, wird immer ganz besonders gut und angenehm seyn:

Er sagte das, mit gesenktem Blick und folgte dem Ritter. Kunegunde wurde feuerroth und eilte in die Küche. Der Ton, mit welchem er es gesagt hatte, blieb nicht ganz ohne Eindruck. Ein junger, wohlgebauter, schöner Mann, der äusserst prächtig gekleidet, zum erstenmal Kunegunden sah, und ihr das sagte — der war doch wohl der Aufmerksamkeit der schönen Hauswirthin nicht ganz unwürdig? — und, so war es auch.

Bodo führte seinen Gast in sein Gemach, und setzte sich mit ihm an den Trinktisch. Rüdiger sprach viel und nahm seinen Wirth bald ganz vor sich ein Es wurden mehrere Becher geleert, man wurde vertraulicher und der Kaplan, der mit seinem Herrn christlich zu beten und zu trinken wußte, trug nicht wenig zu dem

Wohlbehagen bei, welches Bodo nach und nach an seines Gastes Gesellschaft fand.

Bodo. Ich freue mich Euerer Bekanntschaft!

Rüdiger. Ich, mich der Euerigen herzlich.

Bodo. Zwar — ich kann's nicht läugnen! — anfangs, wollte mir Euer Besuch nicht gefallen, aber jetzt ist mir's lieb, daß ich Euch eingelaßen habe. Ihr müßt mir das nicht übel nehmen.

Rüdiger. Gar nicht! — Man muß seine Leute erst kennen lernen, ehe man sie beurtheilen kann.

Bodo. Der Abt ist Euer Oehm und der kann mich nicht leiden, und ich ihn auch nicht. Da dachte ich nun, ich würde bei Euch auch nicht viel Freude erleben, aber — — Nun! — wir sind gute Freunde.

Rüdiger (mit dem Becher) Es gilt! —

Bodo. (stößt an) Es gilt! (sie trinken)

Kaplan. (stößt auch an) Pro confirmatione. Das heißt: es gilt!

Rüdiger. Nun laßt uns recht nachbarlich zusammen leben.

Bodo. Das wollen wir!

Rüdiger. Und Klaus und Ehrenfried sollen auch von mir um gute Nachbarschaft begrüßt werden.

Bodo. Das thut!

Rüdiger. Unsere Burgen sollen immerwährendes Oeffnungsrecht für uns haben. Freundschaft mit Rath und That, bei Friede und Fehde.

Bodo. So sey es! — Kaplan, setzt eine Urkunde auf, wir wollen sie alle mit unsern adelichen Siegeln behängen, und wißen sollen Gegenwärtige und Zukünftige um unser Verein. *)

*) „Noverint universi tam praesentes, quam futuri, quod" — etc. war eine der gewöhnlichsten Anfangsformeln solcher Urkunden.

Rüdiger. Nun segne ich die Stunde meines Eintritts bei Euch. Eine heitere Stunde allen unsern Freunden! (nimmt den Becher)

Kaplan. Und auch unsern Feinden! so will es die christliche Liebe.

Bodo. Nun gut! Freude unsern Freunden und Feinden! (stoßen an und trinken)

Kaplan. Herrlich! vortreflich! — Das macht den Herzen der Edlen Ehre.

Rüdiger. Wir wollen unser Leben geniessen. Ich habe schöne Jagd und meine Schweinshatz ist vortreflich —

Bodo. Da wollen wir uns wohl vergnügen! —

Rüdiger. Das wollen wir. — Und, noch etwas. — Heurathen müßt Ihr mir helfen.

Bodo. Das soll sich auch finden. — Davor, sollen die Weiber sorgen, die kuppeln ohnehin gern. Es ist nur, daß sie auch einmal eine Beschäftigung bekommen, die erheblicher, als Waschen und Kochen ist.

Kaplan. Der Himmel segene all Euer Vorhaben!

Inzwischen hatte Kunegunde nicht wenig gelauscht, und als sie sah, daß die Sache so gut gieng, richtete sie sich flugs auf mehrere Personen ein und schickte reutende Boten nach Ehrenfried und Klaus, welche die Ritter einladen mußten. — Diese kamen alsobald gesprengt und wurden vorher gar wohl von Kunegunden von dem Vorgange unterrichtet. Zwar schüttelte Ehrenfried den Kopf über die schnelle, nagelneue Freundschaft, aber Klaus benahm ihm bald allen Argwohn, weil er selbst nicht argwöhnisch war, und also nichts befahrte, wie der Abt ganz richtig bemerkt hatte.

Bodo war über die Ankunft seiner Freunde um so mehr erfreut, da er sie völlig auf Rechnung des Zufalls schrieb. Die größten Becher wurden herbeigebracht und geleert, die Urkunde wurde aufgesetzt, Freundschafts-Verein und Oeffnungs-Recht der Burgen wurde bei Treue

und Ehre *) versprochen, die Siegel wurden angehängt **), — und dann, gieng es zu Tische.

Bei Tische giengen die Becher noch stärker umher, und als endlich die Malzeit aufgehoben und vom Kaplan das Gratias gesprochen worden

*) Ich finde in einer Urkunde vom Jahr 1324 folgende, sich hieher beziehende Formel eines Ritters bei Angelobung eines feierlichen Versprechens durch Brief und Siegel: „Were es sache, das mich Got vorbehüte! daz ich alse böse were, daz ich niet thet daz alse vurgeschrieben ist, su bin ich meyneidiglich, truwlos vnd erlos." — Dies war eine zu jenen Zeiten sehr feierliche Verpflichtung, deren Bruch allgemeine Verachtung und Schande folgte.

**) Das gieng geschwind zu. Der Wachsklumpen lag da und in denselben sties der Ritter seinen Schwerdknopf, in welchen mehrentheils sein Wappen eingeschnitten war, und so war auch das Siegel da. Daß die Siegel damals an Schnuren, Pergamentstückchen, u. dergl. an die Urkunden angehängt wurden, wird schon bekannt seyn.

den war, taumelten die Herrn nach ihren Kammern, wo sie sich niederlegten ihren Rausch zu verschlafen.

Rüdiger aber, der sich theils in dem Kloster seines Oehms auch in der Kunst die Becher zu leeren ziemlich geübt, theils sich in acht genommen hatte, und jetzt bescheiden im Trinken zu Werke gegangen war, hatte keine Lust zu schlafen, sondern seinem Plane getreu zu bleiben. Er verwickelte demnach Kunegunden in ein Gespräch, blieb aber so sehr in den Schranken der Ehrbarkeit, und wußte sich so artig zu betragen, daß die liebe Frau mit gutem Herzen und leichtem Sinn, sehr viel Wohlbehagen an ihm und seiner Unterhaltung fand. Sie versprach sich viel Annehmlichkeiten durch die neue Bekanntschaft und freute sich sehr auf die Unterhaltungen, die er ihr versprach.

Die erste der versprochenen Lustbarkeiten, war, daß er einige Tage darauf seinen neuen Freunden eine große Gasterei auf seinem Schlosse gab, bei welcher Kunegunde als des Festes Königin den Vorsitz hatte. Dann stellte er ein

andermal eine große Jagd, und endlich ein Lust-rennen an, bei welchem Kunegunde die Dänke vertheilte.

Bodo lag nun fast täglich bei seinem sogenannten Freunde auf, und belustigte sich, wenn er ihn nicht daheim fand, in seinem Forste. Indessen machte Rüdiger auf ein edleres Wild Jagd, und benutzte des Mannes Abwesenheit, seiner Frau die Einsamkeit erträglich zu machen.

Kunegunde gewöhnte sich bald so sehr an seine Gesellschaft, daß sie sogar verdrüßlich wurde, wenn sie ihn nur zwei Tage lang nicht gesehen hatte. Ja, sie machte ihm einmal deshalb sogar Vorwürfe; als er sich in drei Tagen nicht hatte sehen laßen. Das war Waitzen auf seine Mühle, und nun hoffte er, sich seinem Ziele mit starken Schritten zu nähern.

Rüdiger. Macht mir doch keine Vorwürfe, schöne Frau! — Wenn Ihr an meiner Stelle wärt, ich weiß nicht, ob Ihr nicht auch sogar zu weilen gern wegbleiben würdet.

Kunegunde. Gern?

Rüdiger. Wenigstens, mit Willen.

Kunegunde. Mit Willen? — Und, warum?

Rüdiger. Erlaßt mir die Erklärung!

Kunegunde. Nein! — ich fordere sie.

Rüdiger. Hätte ich Euch als Kunegunde, das ledige Fräulein, kennen lernen, ich würde gern ewig um und bei Euch geblieben seyn. Aber so! — es thut mir gar zu weh, Euch immer, und nimmer als die meinige sehen zu dürfen.

Kunegunde. Rüdiger! ich bin die Frau, eines ehrlichen Mannes.

Rüdiger. Weiß ich das eben nicht? — Ich muß mich daran gewöhnen, — was es auch kosten mag! — Euch so wenig als möglich zu sehen; sonst — — o! daß Ihr eine Schwester hättet, die Euer Ebenbild wär! — Ich muß heurathen!

Kunegunde. Laßt das noch seyn. Man wird immer noch zu früh in dieses Joch gespannt.

Rüdi-

Rüdiger. Was soll ich beginnen? — Ich bin zu einer unglücklichen Stunde auf diese Burg gekommen!

Kunegunde. Ja wohl! — Ich fühle es selbst.

Rüdiger. Fühlt Ihr das um meinetwillen?

Kunegunde. — Nehmt Euch ein Weib, wenn es nicht anders seyn kann.

Rüdiger. Nicht anders seyn kann? O ja! es könnte wohl anders seyn. Aber, Kunegunde fühlt die Qualen eines liebenden Herzens nicht.

Kunegunde. Redet nicht so sonderbar! — Ja, wenn ich nicht Frau, wenn ich noch ein Fräulein wär! —

Rüdiger. Bei Gott! Ihr müßtet die meinige werden, oder ich wollte um Euern Besitz willig mein Leben verbluten.

Kunegunde. Beruhigt Euch!

Rüdiger. Wie kann ich das, bei dieser Qual, die ich empfinde? — Ihr habt die

Liebe nie gekannt. Sie ist ein verzehrendes Gift, eine peinigende Flamme ohne Anfang und Ende; Erhörung oder Tod ist ihr Loos. *)

Kunegunde. Ich liebe meinen Mann!

Rüdiger. Das weiß ich wohl. — — Nun, sagt mir nur, was soll ich auf Euerer Burg thun? — Ist es nicht besser, ich entfliehe der Gefahr, der zu widerstehen, ich keine Kraft habe?

Kunegunde. Ihr traut Euch also wenig zu?

Rüdiger. Gegen Euch, gar nichts.

Kunegunde. So habt Zutrauen zu mir.

Rüdiger.

*) In dem alten Froschmäußler heißt es im III. B. 8. Kap. von der Liebe:

„Lieb ist ein solch gefährlich Gift,
wenn sie recht in das Herze trift,
daß sie brennet durch Mark und Bein,
wie der Donner durch Stahl und Stein,
bis sie erlangt, was sie erwählt,
oder sich selbst zu tode gequält."

Man zeige mir eine neuere poetische Schilderung der Liebe mit mehr Energie! —

Rüdiger. Ihr wollt also mit lüsternen Augen sehen, wie meine Qual mich verzehrt? wollt Euch an meinen Leiden weiden? — wollt mir gern und ohne Erbarmen den Dolch in die Brust drücken? wollt meiner Zärtlichkeit durch pflichtmäßige Grausamkeit spotten?

Kunegunde. Bei Gott! das will ich nicht, Rüdiger! da verkennt Ihr mich. — Sucht Euch Euerer Leidenschaft zu entledigen.

Rüdiger. In welches Menschen Macht steht das?

Kunegunde. Stürzt mich und Euch nicht zugleich in's Unglück. Sünde für Gott, Schande für den Menschen. — Sprecht nicht mehr davon mit mir.

Rüdiger. So sey es! — Lebt wohl!

Kunegunde. Wohin?

Rüdiger. Was weiß ich, wohin die Verzweiflung mich treiben wird? — Ich will mich auf mein Roß setzen, und so lange kreuz und quer herumjagen, bis ich ein Weib finde, die Euch wenigstens in etwas gleicht. Aber, Euer gefühlloses Herz darf sie nicht haben.

Kunegunde. Ein gefühlloses Herz? hab' ich das? — Nein! das habe ich nicht.

Rüdiger. Beweißt es! —

Kunegunde. Meine Pflicht —

Rüdiger. Sagt' ich's doch, Ihr versteckt Euer Herz hinter die Brustwehr der Pflicht, und gießt brennendes Oel in das meinige, das für Euch so zärtlich schlägt.

Kunegunde. Ich laße mein Herz nicht verkennen; — aber — ich bin die Frau eines Mannes, der mich liebt, und —

Rüdiger. — Der seine geliebte Frau ganze lange Tage allein und der Langeweile überläßt, um ein Reh zu erlegen, oder einen Becher zu leeren.

Kunegunde. Ein Mann, ist kein Sponsirer —

Rüdiger. Jetzt, hab' ich meinen Bescheid! Lebt wohl, schöne Tugendhafte! —

Kunegunde. Grollt nicht mit mir, daß ich meiner Pflicht getreu bin.

Rüdiger. Gewiß nicht!

Kunegunde. Hättet Ihr selbst ein Weib —

Rüdiger. — ich weiß, was Ihr sagen wollt. Ich schätze Euch um so mehr. Bleibt meine Freundin. Ich suche mir ein Weib, und dann, bitte ich, werdet auch die ihrige. — Ihr habt einen schönen Sieg errungen. Gott segene Euch.

So verhielt sich eine deutsche Hausfrau, der man Leichtsinn schuld gab, in jenen Zeiten. Ach Gott! wären unsere jetzigen Weiber nur auf diese Art leichtsinnig, wir armen Männer wären den vielen Freundschaften nicht ausgesetzt.

Kunegunde fiel auf ihre Kniee, und dankte Gott, daß er ihr Kraft gegeben hatte, der Stunde der Verführung zu entgehen, und Rüdiger ritt verdrieslich zu dem Abt, wo er seine Wette verloren gab.

Abt. Nun? hab' ich's nicht gesagt? — Du bist nicht Mannes genug zu einem solchen Geschäft.

Rüdiger. Den Teufel auch! — Aber, sie ist in Gestalt des Leichtsinns, die Tugend selbst.

Abt. Narrenspossen! sie ist ein Weib. — Aber, freilich, muß man die Weiber nicht alle auf einerlei Schlag behandeln wollen. Ich sage Dir: Nulla diu foemina pondus habet. — Rom ist nicht auf einen Tag gebaut worden, und —

Rüdiger. Nein! nein! da ist nichts von Zeit und Zukunft zu hoffen. Alle Hoffnung ist verloren.

Abt. So häng Dich auf.

Rüdiger. Das laß' ich bleiben!

Abt. So räche Dich.

Rüdiger. Das will ich.

Abt. (lauernd) Und wie? — Sieh! das Weib wär Dein, aber sie hat einen Mann, und der ist schuld an der Verhinderung Deines Glücks. Eigentlich, (listig) mußt Du Dich entweder an keinem, oder an beiden rächen. — Dazu gehört aber auch Kopf.

Rüdiger. Nun? — und ich — ?

Abt. Ich will Dir eben nicht Kopf absprechen, aber Du bist noch zu unerfahren, und kennst die Menschen nicht.

Rüdiger. Das wollen wir sehen!

Er eilte fort, und der geistliche Herr lachte schadenfroh dem Brausekopf nach.

„Ich werde gerächt!" sagte er triumfirend vor sich selbst, und setzte sich sehr vergnügt auf seinen Betstuhl.

Nach einigen Tagen, als Rüdiger durch seine Kundschafter erfuhr, daß Bodo zu Klausen geritten war, sendete er durch einen Boten folgenden Brief an Kunegunden:

„Gott zum Gruß!
Viel Glück und Freude zuvor, ehrbare Frau!
Was ich versprochen habe, habe ich gehalten, und Ihr werdet sehen, wie glücklich wir nun

nun zusammen leben können. Ich habe eine Braut, und werde sie mit mir zu Euch bringen. Euer Mann darf nichts davon wissen, damit ich ihn mit meiner Hochzeit überrasche. Ist er nicht daheim, so laßt mir wissen, daß ich kommen soll. Gott befohlen.

Rüdiger.

Meine eigene Handschrift."

NB. Den Brief gebt dem Boten zurück, da es sich nicht ziemt eines fremden Mannes Brief in Euern Händen zu wissen.

Kunegunde empfieng und las den Brief, gab ihm dem Boten ganz gleichgiltig zurück, und ertheilte ihm, da sie nicht schreiben konnte, die mündliche Antwort:

„Sobald ihr Mann nicht daheim sey, wolle sie seinem Herrn Kundschaft geben."

Mit diesem Bescheid gieng der Bote in die Knappenstube, wo ihm Bier und Brod gereicht wurde, und unterhielt sich mit den Reisigen so lange, bis er glaubte, daß es Zeit sey, sein Stückchen abgeredtermaßen zu beginnen, denn

das werden die Leser wohl errathen, daß ein Schurkenstreich im Werke, und daß der Bote so gut ein hinterlistiger Fant, wie sein Herr war.

Kaum hatte er die Burg verlassen, so zerriß er befohlenermaßen seines Herrn Brief in kleine Stückchen, und übergab ihn dem Winde, dann hielt er sich so lange in einem Basche auf, bis er zwei Reuter erblickte, deren einer Bodo selbst, der andere, sein Knappe war. Beide kamen von Ehrenfrieds Burg, und ritten der ihrigen zu.

Bodo. Halt an! wer bist Du?

Bote. Ein Bote Rüdigers.

Bodo. Woher?

Bote. Von — von — ich darf's nicht sagen.

Bodo. Woher? frage ich. Keine Ausreden, die bedürfen Rüdigers Boten nicht gegen mich.

Bote. Wer seyd Ihr denn, edler Herr?

Bodo. Deines Herrn Freund, Bodo Sichelstein.

Bote. Dann — ja dann! — darf ich gar nichts sagen.

Bodo. Wie? — was? — hier ist Verrath! — Rede! oder ich will Dich zum Reden bringen. Wo kömmst Du her?

Bote. Nun dann! — Ich bin in Euerer Gewalt, und kann mir nicht helfen. Ich komme von Euerer Burg.

Bodo. Hattest Du Aufträge an mich?

Bote. Nein! nicht an Euch, — aber —

Bodo. An wen?

Bote. An — an — Ich will's Euch wohl sagen — aber — versprecht mir auf Euer ritterliches Wort mir nichts entgelten zu lassen, was ich nicht anders, als —

Bodo. Höll' und Teufel! rede.

Bote. Ich bin unschuldig — ich weiß von nichts. Ein schlechter Bote, wie ich —

Bodo. Rede! sag' ich.

Bote. Nun! — seht! — Rüdiger gab mir zur Bestellung ein Brieflein an Euer Weib —

Bodo. An mein Weib? Rüdiger? — Nun? und dieser Brief? —

Bote. Ich hab' ihn nicht gelesen, kann auch gar nicht lesen.

Bodo. Und mein Weib? —

Bote. Sie las den Brief und gab mir mündliche Antwort.

Bodo. Und, wie war die?

Bote. „Grüß Deinen Herrn, — sagte sie; — und sag ihm, sobald mein Mann nicht daheim sey, wolle ich ihm Kundschaft geben.“

Bodo. So? wirklich? — Hat mir's doch Ehrenfried zu verstehen gegeben, daß so etwas zwischen beiden obwalte. — Höll und Teufel! — Du sollst mir büßen! Ihr beide sollt büßen, so wahr ich ehrlicher bin, als ihr beide!

Rasch wie der Sturmwind flog er über die Heide seinem Schlosse zu, und der Bote eilte zu seinem Herrn.

Kunegunde, die sich eigentlich immer noch nicht stark genug gefühlt hatte, Rüdigers Anliegen ganz von sich zu weißen, war jetzt sehr froh, daß er, durch eine Brautwahl, allen Folgen zuvorgekommen war, welche aus ihrer Bekanntschaft hätten entstehen können. Sie hatte kein Arg bei der Sache, und dankte dem Himmel, daß er sie von allen Versuchungen befreit hatte, welche ihr Rüdigers Liebe noch gedroht hätten. Sie suchte sich zu beruhigen, so gut sie konnte, warf sich betend und dankend vor dem Altar ihrer Hauskapelle nieder, und lag noch da, als Bodo grimmig wie ein erzürnter Löwe in die Kapelle stürzte, und mit donnernder Stimme ihr zuschrie:

„Von dem Altar hinweg, Du ehebrecherische Heuchlerin! Glaubst Du, es sey genug, jederzeit nach begangener Sünde zu beten? — Pfui! Du abscheuliches, verächtliches Weib! Wehe über Dich und Rüdigern Deinen Buler. Sein Bote hat mir Deine Bestellung verrathen. Du hast Treu und Ehe gebrochen."

„Höre mich Bodo! — richte nicht zu schnell! jammerte Kunegunde, mit erhabenen flehenden Händen.“

„Hast Du ihn nicht wieder bestellen laßen, wenn ich nicht daheim bin?“

„Du weißt nicht —“

„Ich weiß alles! Meine Ehre ist hin! — Nimm Geständniß und Schuld mit Dir, Du Sünderin!“

So sprach er, riß sein blankes Schwerdt aus der Scheide, und durchbohrte sein unschuldiges Weib. *)

Mit einem lauten Schrei sank sie zu Boden, und mit gebrochener Stimme sprach sie:

„Gott! — wird mich — und Dich richten. — Ich bin unschuldig — und Du bist der — Mörder Deines getreuen Weibes. — Frag Rüdigern selbst. — Ich vergebe Dir!“

Sie

*) S. Lucä Grafen-Saal. S. 153. nach den daselbst angeführten Belegen aus: *Hammelmann* de famil. mort. p. 146. und *Speneri* Hist. Insign. Lib. II. c. 9. §. 9.

Sie sprach's, und verschied.

Blaß, stumm und unbeweglich wie eine Marmorsäule stand Bodo da, und endlich murmelte er mit dumpfem Ton:

„Unschuldig? — und ich ein Mörder? — heiliger Gott! — was hab' ich gethan?“

Kunegunde wurde aus der Kapelle gebracht, Bodo stürzte in sein Gemach, der Kaplan verschloß die entweihte heilige Stätte, nahm den Schlüssel mit sich und überbrachte ihn nebst der traurigen Geschichtserzählung dem Bischoff.

Die Begebenheit wurde kaum ruchtbar, als das Grafengericht sich versammelte dem Mörder seiner Frau das Leben ob solches Mordes abzusprechen, und der Ausspruch geschah:

„Bodo, genannt von Sichelstein, solle verlieren sein Leben, seine Güther, sein Schild und Wappen.“

Dieser rechtliche Ausspruch wurde Bodo's Lehnsherrn, Herzog Heinrich dem Löwen zugesendet, und gegen den Mörder wurde die Acht, und vom Bischoff, der Kirchenbann erkannt.

Bodo floh aus seinem Schlosse, gegen welches des Herzogs Knechte anrückten zu seinem Freunde Ehrenfried, der den Unglücklichen mit Bedauern aufnahm.

Aber bald rückten des Herzogs Reisige auch vor Ehrenfrieds Burg, und begehrten von ihm die Herausgabe des geächteten Mörders.

Ehrenfried trat mit dem Hauptmann in Unterhandlung und verwendete sich bei dem Herzog und Bischoff für seinen Freund.

„Wollt Ihr — sprach er; — den Unglücklichen zum Tode verdammen, so straft auch Rüdigern den Anstifter dieser That, der sich mit freundschaftlichen Geberden wie eine Schlange zu ihm schlich, sein Gift an dem Orte zu-

rückzulassen, wo er freundlich aufgenommen wurde. Laßt von dem löblichen Grafengericht den ganzen Vorgang der Sache untersuchen, und straft alle die, welche Theil an dem Verbrechen haben, mit dem unglücklichen Ritter zugleich."

Diese Vorstellung machte Eindruck. — Der Abt befürchtete eine Untersuchung und rieth Rüdigern, welcher würklich Gewissensbisse fühlte, nach dem gelobten Lande zu wallen.. Damit die Sache nicht zur Untersuchung kommen möchte, begab er sich vorbittend selbst zu dem Bischoff.

Rüdiger sendete das Bekenntniß seiner Schuld schriftlich dem Grafengericht zu, und entfloh einer nachdrücklichen Ahndung.

Dieses Bekenntniß Rüdigers, die Vorbitten Ehrenfrieds und des beängstigten Abts, und die Lage der Sache, änderten Bodo's Urtheil dahin ab:

„Daß er seines Schildes und Wappens, wie auch seiner Güther verlustig seyn, daß al-

les seinem Lehnsherrn heim und zufallen, *) und Bodo zu lebenslänglicher Haft in Korvey verdammt seyn solle."

Der Strick zu welchem Bodo verdammt war, wurde feierlich zerrißen und das gemilderte Urtheil wurde ihm bekannt gemacht.

Bodo. Ehrenfried!

Ehrenfried. Unglücklicher Freund! Dein Schicksal bricht mir das Herz.

Ehren=

*) Sichelstein nahm der Herzog in Besitz aber von Bodo's Wappen, nahm er nur das was auf dem Helm war, nemlich: die gekrönte Säule mit dem Pfauenschwanze, in sein Wappen. S. Spener am angef. Orte. — So gieng es im XIV. Jahrh. auch Otto V. Graf zu Eberstein, der in der Kirche zu Amelunxborn, als eben die Mönche ihren Gottesdienst verrichteten, Graf Heinrichen von Homburg, den letzten seines Stammes, ermordete, ohne daß man jezt weiß, warum er das that. Otto's Land zog Herzog Wilhelm, (andere sagen, Bernhard,) von Braunschweig ein. — S. Lucä Grafensaal. S. 957. und die dort angeführten Belege.

Bodo. Leb wohl!

Ehrenfried. Leb wohl! — Gedenk auch in der Haft Deines Freundes. Bereue Deine begangenen Sünden, und bitte Gott um Vergebung.

Bodo. Der Abt hat mich unglücklich gemacht. Gott vergebe ihm und Rüdigern alle Schuld, die ich nun tragen muß. Ich vergebe ihnen auch. Dulten will ich, und büßen, bis mich Gott zu sich ruft, mich wieder mit meiner Kunegunde zu vereinigen. — Ich hoffe, es soll bald geschehen. Gram und Kummer werden mich dem Ziele näher bringen. — Leb wohl!

Ehrenfried. (umarmt ihn) Leb wohl! — Gott mit Dir! — Sey gefaßt und leide mit Gedult.

Bodo. Das will ich. — Nun, Herr Hauptmann, führt mich fort! — Ich bin sehr schwach.

Hauptmann. Bei Gott! lieber Herr, Euer Unfall geht mir sehr nahe, aber —

Bodo. Ihr thut Eure Schuldigkeit. Bringt mich nach Korvey.

Hauptmann. Es ist alles bereit. Folgt mir.

Bodo. Jetzt nach Korvey, und dann — Zu Dir, verklärte Kunegunde! — Ach! wo ist meine Kraft hin? Seht, wie ein Kind bin ich so schwach geworden in der Blüte meiner Jahre. Das Gefühl meiner Schuld — mein Gewißen — Ach! — wenn doch der Mensch nichts Böses thät! — Kommt! kommt! — Aus Korvey in das himmlische Reich. — Herr Pater! begleitet mich. Ich habe Trost nöthig. — Lebt wohl! — Kunegunde! ich komme bald zu Dir. Du hast mir ja vergeben — Gott sey mit uns allen!

II.

Dietrich Graf von Hohnstein.

II.

Dietrich Graf von Hohnstein.

Zwischen der freien Reichsstadt Nordhausen und Kloster Ihlefeld liegen die Ruinen des Schlosses Hohnstein, des Stammortes mächtiger und berühmter Grafen dieses Namens der Vorzeit *). Ihr Stamm ist verloschen **) und ihrer wird nur noch in Geschichtsbüchern und in den Kunden der Vorzeit gedacht. Der Wanderer weilt bei den Trümmern der vormals stattlichen Veste, geht denn weiter und beseufzt die Vergänglichkeit von allem was hienieden auf Erden ist.

Auf diesem Schlosse, wurde in der Mitte des XIV. Jahrhunderts geboren und erzogen, Dietrich der Fünfte dieses Namens, Graf und Herr

*) S. Melissantes Beschreib. von Bergschlössern. S. 610. 611. f. f.

**) Mit Graf Ernsten, im Jahr 1593.

Herr von und zu Hohnstein, der Held dieser Erzählung.

Die Natur war sehr freigebig gegen ihn bei seiner Geburt geweßen und er wuchs heran, männiglich bewundert ob seiner schönen Gestalt, männiglich geliebt, ob seines edlen Herzens, und seiner vortreflichen Denkungsart. Seine Erziehung war gut, und so weit es in damaligen Zeiten in den Wissenschaften ein junger Edelmann nur bringen konnte, brachte er es mit allgemeinem Lobe und Beifall. Auch die ritterlichen Uebungen verabsäumte er nicht und that sich in Rennen und Stechen, in Schlagen und Streiten, in den Turnieren und Fehden sehr vortheilhaft schon als Jüngling, eben so wohl, als in den Wissenschaften, vor andern hervor.

Die Männer unterhielten sich gern mit ihm, und die Damen, wünschten sich ihn alle zum Liebhaber oder Mann.

Er streifte gern herum und besuchte die Hoflager der benachbarten Fürsten und Herrn, wo er sich wohl unterhielt und gern gesehen wur-

de *). Besonders hielt er sich gern an dem Hofe des Thüringer Landgrafen Friedrichs des Strengen auf, wo es damals zu Eisenach und Erfurt gar stattlich hergieng, welches unserm Dietrich bas gefiel. Daselbst wohnte er allen ritterlichen Spielen bei, und lies es sich ga. wohl gefallen, daß er den Damen gefiel. Aber bei diesen Umständen und Unterhaltungen, kam ihm die Liebe ganz unvermuthet über den Hals.

Bei der Gemalin des Landgrafen, einer gebornen Gräfin von Henneberg, hielt sich eine Anverwandte, Katharina, Tochter des Grafen von Käfernburg auf, die schön und hold,

*) Der Stoff zu dieser Erzählung, besteht blos aus eilf magern Zeilen in Lucä Grafensaal. S. 281. aus denen ich dieses Ganze gewebt habe. Wer Gelegenheit hat, die Stelle daselbst selbst nachzulesen, der wird finden, daß ich eigentlich eine starke Namens- und Geschlechtsveränderung hier vorgenommen habe. Es ist mit Willen geschehen, und der Grund liegt eben in dieser Geschlechtsänderung selbst. Deshalb, bin ich auch sonst noch von der Relation abgewichen, da ich ohnehin mehr Roman, als Geschichte schreibe.

züchtig und ehrbar, und ein gar liebes Fräulein war. Sie war damals sechszehn Jahr alt und der Gegenstand der zärtlichsten Minne aller Ritter und Herren, die sie sahen. Dietrich war nicht der letzte darunter, und taumelte, so gut wie die andern, liebetrunken in die Schlingen, welche ihm, ihr selbst unbewußt, ihre Reitze legten.

Er erklärte sich durch Mienen und Geberden ihr, so gut er es vermochte. Dies wollte aber nichts helfen, denn das Fräulein schien nichts zu verstehen, was sich auf diese Erklärung beziehen konnte. Deshalb schlug der Graf einen andern Weg ein, und erklärte ihr seine Liebe schriftlich, und so zärtlich, als es ihm nur möglich war.

Das schöne Kätchen zeigte diesen Brief der Landgräfin, und diese lobte sehr ihre Aufrichtigkeit.

Landgräfin. Sieh Kätchen! daran hast Du wohl gethan.

Kätchen. Was soll ich nun thun?

Landgräfin. Ich denke, es ist gut, Du suchst Deinem Liebhaber Deine Meinung mündlich zu sagen. — Was hältst Du von dem Hohnsteiner Grafen?

Kätchen. Er ist, glaube ich, der schönste junge Edelknecht hier.

Landgräfin. Das glaube ich auch, und mit uns beiden, glauben es, wie ich merke, alle Weiber bei uns. Es mag damit also wohl seine Richtigkeit haben.

Kätchen. Die Linderbacher Gräfin nennt ihn immer den schönen Lancelot vom See. Das soll ein schöner Ritter der Tafelrunde gewesen seyn, der sogar eine Liebschaft mit seiner Königin *) gehabt hat.

Landgräfin. Die Linderbacherin ist sehr belesen! und ich glaube, sie hat selbst ein Auge auf den Grafen geworfen.

Kätchen. Ach! ich glaube, alle beide Augen.

*) Die Helden- und Liebes-Abentheuer dieses Ritters und seiner Herzgeliebten, suche man im Auszuge, in dem III. Bande der Bibliothek der Romane S. 3 — 46.

Landgräfin. Sie ist selbst eine schöne Frau. Ihr Mann lebte nur zwei Jahr, und als Wittwe ist sie freilich noch zu jung.

Kätchen. Aber doch älter, als der Graf. Er ist achtzehn Jahr alt.

Landgräfin. Und die Gräfin, noch nicht zwei und zwanzig. Der Unterschied ist nicht stark. Sie hat viel Artigkeit, und ist, wie ich glaube, ziemlich listig und verschlagen. Hat sie ihn nur einmal in ihren Schlingen, so entgeht er ihr gewiß nicht.

Kätchen. Es scheint aber nicht, als wolle der Graf sich fangen laßen. Er ist auch klug, und wie ich glaube, — ein wenig flatterhaft. Er mißfällt mir zwar nicht, ja! ich glaube, er gefällt mir sogar, aber — ich weiß dennoch nicht recht, was ich ihm antworten soll.

Landgräfin. So such' ihn hinzuhalten, und werde genauer mit ihm bekannt.

Kätchen. Ich fürchte eine Unterredung mit ihm.

Landgräfin. Wenn es das ist, so hast Du schon halb verloren. (lacht) Du entgehst ihm nicht.

Die Landgräfin gieng, und das Fräulein wurde ärgerlich. Sie wollte sich zerstreuen und gieng in den Schloßgarten. Aber ebendaselbst vermehrte sich ihre Verlegenheit, denn Dietrich begegnete ihr.

Dietrich. Und, Ihr lustwandelt hier so ganz allein, schönes Fräulein? — Ihr scheint verdrüßlich zu seyn? — Bin ich Euch ungelegen in den Weg gekommen? Habt Ihr etwa einen andern als mich, hier erwartet?

Kätchen. Ich habe keinen Menschen hier erwartet.

Dietrich. Folglich, auch mich nicht. — Ich verstehe! — Gebt mir meinen Brief zurück, und lebt wohl!

Kätchen. Wie kommt Ihr mir denn vor?

Dietrich. Wie kann ich das wissen? — Es scheint aber, meine Gegenwart sey Euch lästig.

Kätchen. Ich wüßte nicht, warum?

Dietrich. Nicht?

Kätchen. Nein! — Aber, überrascht hat mich Eure Erscheinung hier.

Dietrich. Hier? — Unmöglich! Ihr wißt ja, daß ich hier täglich zu lustwandeln pflege.

Kätchen. Das habe ich wahrhaftig nicht gewußt. — Ich glaubte Euch jetzt, bei der schönen Elisabet viel eher, als hier, zu finden.

Dietrich. Bei welcher Elisabet?

Kätchen. Wie Ihr auch fragen könnt! — Ich sagte ja, bei der schönen Elisabet, und welches Weib, könnte hier wohl diesen Beinamen der Linderbacherin streitig machen?

Dietrich. Das schöne Käfernburger Kätchen.

Kätchen. O! laßt der schönen Elisabet das ja nicht hören! sie würde die Käfer und das Kätchen *) bald zu vertreiben wissen.

Dietrich.

*) Das Wort Kätchen, war damals, (und ist es noch in einigen Thüringer Gegenden,) die Benennung eines Rothkehlchens, eben so gut, als ein

Dietrich. (lachend) So würde sie es mit mir zu thun haben.

Kätchen. (neckend) Nun ja doch! Sie möchte es ja auch gern mit Euch zu thun haben. (vertraut) Führt sie zu dem Altar, und gebt ihr einen Ring, den wird sie gewiß annehmen, und Euch glücklich machen.

Dietrich. Ernst oder Spott?

ein weiblicher Vorname. Daher kömmt des Fräuleins Anspielung, die den Stempel des Neckenden ihres Zeitalters trägt. So ist es auch mit dem Käfer, wegen ihres Stammhauses Käfernburg. Solche Anspielungen waren in jenen Zeiten sehr gewöhnlich. In Spangenbergs Henneb. Genealog. III. B. 1. K. finden sich folgende Verse in diesem Ton, ob einer Fehde eines Grafen von Käfernburg und eines Grafen von Henneberg:

„Es zog ein Käfer übern Wald,
samt einem Geschmeiß mannichfalt,
bei der Hennen die Martins-Gans
zu essen, und so seinen Wans
zu füllen, darzu ungeladen,
willens die Henn auch selbst zu braden.
Bald streckt die Henn Klaun und Flügel,
erlegt's Ungeziefer und trieb's zun Hügel,
Folgt auch durch einen Heldritt nach:
und übt an ihm die Gegen-Rach."

Kätchen. Ich dachte gar, Spott! — Bewahre! —

Dietrich. Also, Ernst? —

Kätchen. Ihr habt mir viele schöne Sachen in Euerm Briefe gesagt, aber ich glaube nichts davon.

Dietrich. Fordert Beweiße. Ich will mich ob Euch vollkommener Ritterschaft vermessen,*) Euch mit mir führen von Eisenach bis gen Weimar,

*) Die Geschichte bewahrt uns dergleichen Begebenheiten auf. Damit die Leser davon einen vollständigen Begriff erlangen, wollen wir ein Faktum dieser Art hier mittheilen. Johann Bange erzählt es in seiner Thüring. Chronik, also:

„Es wohnte ein Ritter vorm Dorff Sattelstätt auf dem Rücke, in einer steinern Keinoten, genannt, Herr Waltmann von Sattelstätt, und war am Landgraf Ludwigen zu Thüringen Hofe, dieser vermaß sich vollkommener Ritterschaft, dann er war ein guter Wapner und gar ein strenger Ritter, und solches machte, daß er mit dem Landgrafen um Philippi und Jakobi Anno 1226 auf einen Hof nach Mörseburg zog, dahin dann viel Herren aus Sachsen, Thüringen, Meissen, Franken und Hessen kommen, und führte gemeldter Herr Waltmann mit ihm eine wohlgeschmückte Jung-

Weimar, und von da wieder hierher zurück, und wenn ich nicht einem jedem bestehe mit der Lanze, so will ich Euch zahlen, hundert Goldgülden, und ein Mönch werden.

Kätchen. Was hätte ich davon? — Wenn es wahr ist, daß Ihr mich liebt, so gebt mir

von

Jungfrau, die führte auf der Hand einen Sperber, und einen fertigen guten Steuber, und war dessen Erbietens, mit einem je über drei Meilen ein Stoß zu halten, wer da wollte, stieße er ihn dann ernieder, so sollte derselbe all sein Stechzeug, Harnisch, den Steuber, und die Jungfrau mit dem Sperber haben: Stieße er ihn aber nicht ernieder, so sollte er der Jungfrau geben, einen güldenen Ring: Und viel Herren warteten darauf, und übten unterwegen Ritterschaft, und hielten mit ihm die Stösse, welchen er dann wählte, der hatte das Vorreiten. Aber er brachte die Jungfrau mit dem Sperber, sammt dem Steuber auf den Hof gen Mörseburg, und wieder heim ohne Verlust. Die Jungfrau, auch brachte so manchen Fingerring, als sie Finger an beiden Händen hatte, die theilte die Fingerringe aus unter die Frauen und Jungfrauen, so bey St. Elisabeth, (des Landgrafen Gemalin,) waren, und hatte große Fröhlichkeit und dankte dem frommen Ritter seiner großen und herrlichen Mannlichkeit." — Angef. in *Rudolphi* Heraldica Curiosa. S. 21. 22.

von Euerer Liebe einen andern Beweis, als diesen.

Dietrich. Und welchen?

Kätchen. Darum fragt Euch selbst und Euer Herz.

Sie gieng, und lies ihn nachdenkend allein.

Einige Tage darauf, wurde der Landgräfin Geburtstag feierlich begangen, und es versammelten sich vor dem Schlosse viele schön geschmückte und mit Blumenkränzen gezierte Bürgerinnen und Jungfrauen die nach dem Klange einiger Harfen und Pfeifen zierlich zu tanzen begannen. Darüber freute die Herrschaft sich sehr, und unser Dietrich sprang hinab, nahm die erste, beste Jungfrau bei der Hand, mischte sich unter den tanzenden Zirkel und hüpfte mit den Tänzerinnen zu großem Gelächter aller Zuschauer, selbst des ernsthaften Landgrafen, herum. — Das fand Fräulein Kätchen unanstän-

anständig und sonderbar *) und machte Dietrichen deshalb beissende Vorwürfe, als er wieder in den Versammlungssaal zurückkam.

Kätchen.

*) Wie auch das Fräulein so etwas sonderbar und unanständig finden konnte! Graf Dietrich hatte in diesem Fall einen sehr illustern Nachfolger. Der Spas ist werth nacherzählt zu werden. Ich nehme die Erzählung aus Lehmanns Speierischer Chronik S. 797. Daselbst heißt es:

„Jakob von Königshofen schreibt in seiner Chronik, und wird auch in der Elsasser Chronik gedacht, daß Kayser Siegmund um Margrethentag zu Straßburg (1414) ankommen und fast acht Tage daselbst verharret, und sein Losament gehabt in des Lohnherrn Hof. Den zweyten Tag nach seiner Ankunfft seyen Morgens um prim Zeit etliche Straßburger Weiber zum Kayser in sein Losament gekommen, haben ihne besucht, da er alsobald aufgestanden, sich mit ihnen erlustigt, einen Mantel um sich geworffen, und barfuß mit den Weibern durch die Stadt getanzt, und da er in die Körbergasse kommen, haben sie ihme ein par Schuhe um 7 Kreutzer gekauft und angethan, welches der Kayser als ein frölicher, schimpflicher (d. i. spaßhafter) Herr zugelassen noch ferner mit getanzt, biß er ermüdet, sich wieder zur Ruhe begeben."

Ob

Kätchen. Habt Ihr Euch wohl vergnügt?

Dietrich. Wie Ihr gesehen habt. — Fräulein! lernt Volksfreuden kennen, sie sind die angenehmsten unter allen Freuden.

Kätchen. Ihr kennt vielleicht einige dieser Dirnen.

Dietrich. Auch nicht einmal eine Einzige darunter, nur so genau, als Euch. Aber, ich wette um meine Halskette, es sind ehrliche Mädchen. Und, sind sie das, so hat kein Fräulein etwas vor ihnen zum voraus, als — ihre Geburt. Und dazu, können die armen Liebchen nichts.

Kätchen. Ihr seyd sehr spitzig!

Dietrich. Nicht doch! so eckicht, wie mein Schild.

Kätchen. Fein gegeben!

Dietrich. Meint Ihr?

Das

Ob König Ludwig XVI. aus Angst die Poissarden küßt, oder ob Kaiser Siegmund aus Spas mit den Straßburgerinnen barfuß durch die Stadt tanzt und sich Schuhe kaufen läßt, das ist wohl nicht einerlei". —

Das Fräulein, blieb ihm die Antwort schuldig, drehte sich herum, und sprach mit dem Grafen von Schwarzburg.

Indessen nahte sich unserm Dietrich, die schöne verwittwete Gräfin Elisabet von Linderbach, ganz freundlich und artig.

Elisabet. Ei, ei! Graf! was habt Ihr gemacht? — Fräulein Kätchen, scheint aufgebracht zu seyn. Ihr hättet freilich lieber mit ihr, als mit den Bürgerinnen tanzen sollen. Das gute Kind, weiß, daß ihre Mutter eine Gräfin war, und kann dergleichen Ausschweifungen von ihrem Liebhaber nicht mit ansehen.

Dietrich. Liebhaber? — Hm! —

Elisabet. Nicht? Ihr seyd es ja doch.

Dietrich. Warum glaubt Ihr das?

Elisabet. Weil ich es gewiß weiß. Und, Ihr braucht Euch Euerer Liebe wahrlich nicht zu schämen. Das Fräulein, ist schön und artig; freilich, ein wenig stolz und launicht, aber — ich glaube! das giebt sich mit der Zeit. Sie ist noch sehr unerfahren, und hat eingeschränkte Begriffe, das läßt sich aber, wie gesagt, al-

les ändern, — oder, doch wenigstens, vermindern. Nicht wahr, Graf?

Dietrich. Ich — habe nichts dagegen.

Elisabet. Wie könnt Ihr so sonderbar sprechen? — Aber, seht Euch nur um, wie die Weiber und Fräuleins so neidisch auf mich blicken, daß ich mit dem schönen Hohnsteiner kosen darf. — In der That! Ihr wißt Euer Glück gar nicht zu schätzen.

Dietrich. Wenn Ihr nur die Güte haben wolltet, Euch umzusehen, so würdet Ihr die neidischen Mienen der Herren gewahr werden, die es mir nicht vergeben können, daß ich so glücklich bin, mich mit der schönen Elisabet zu unterhalten, die alle Herzen entzündet hat.

Elisabet. (lachend) Das wird eine Flamme werden! — Sagt mir doch, ist Euer Herz auch mit bei dem großen Brande?

Dietrich. (verlegen) Versteht sich, schöne Gräfin!

Elisabet. Schöne Gräfin! — Immer um das zweite Wort: schöne Gräfin! — Und dennoch habt Ihr mir noch immer keine so zärtliche

Liebes=

Liebeserklärung gethan, wie dem schönen Kätchen.

Dietrich. Wie?

Elisabet. Nicht?

Dietrich. Woher wißt Ihr das?

Elisabet. Weil ich es vermuthe, könnte ich antworten, wenn ich minder aufrichtig wär, als ich wirklich bin. Aber so — will ich offenherzig reden. Ich weiß es, weil Kätchen es vier und zwanzig von ihren guten Freundinnen anvertraut hat, von denen auch die Hälfte, meine guten Freundinnen sind.

Dietrich. Ihr schlagt auf den Busch!

Elisabet. Und der Wolf steckt dahinten. Nicht wahr? (lacht laut auf) Ihr seyd gefangen! (nimmt seine Hand) Graf! (vertraut) Ich bedauere Euch.

Dietrich. Warum?

Elisabet. Hier kann ich Euch keine Erklärung geben.

Dietrich. Aber, wo sonst?

Elisabet. Diesen Abend auf meinem Zimmer, wenn ihr wollt.

Dietrich. Ich komm!

Elisabeth. Wenn ich darf: setzt hinzu!

Dietrich. Warum?

Elisabet. Weil Ihr das müßt.

Dietrich. Ich?

Elisabet. Ihr. — Kommt nur, wenn Ihr dürft.

Dietrich. Wer sollte, wer könnte mich hindern?

Elisabet. Wie Ihr auch fragen könnt! — Seht! da wirft sie einen schreckhaften Blick auf uns, die es nicht haben will.

Dietrich. Wer?

Elisabet. (fast ärgerlich) Wer? — Wer? — Kätchen, Eure Geliebte.

Dietrich. Nun gut! — Ihr sollt es sehen! — Ich komme.

Elisabet. Wollen sehen!

Dietrich. Mißtraut Ihr meinem Worte?

Elisabet. Wer, wollte das? — Aber — — Schon gut! kommt nur.

Dietrich. Meine Hand darauf.

Elisabet. Nun ist es gut! Ihr kommt.

Kaum gieng Elisabet, so kam Kätchen auf den Grafen zu und brachte ihn in Verlegenheit.

Kätchen. Wie glücklich Ihr seyd!

Dietrich. Wie so?

Kätchen. Ich habe alles gehört. Die Gräfin sprach ja so laut, wie ein Schloßkaplan. Diesen Abend! Ihr seyd bestellt.

Dietrich. Scherz! —

Kätchen. Scherz? — So erwarte ich Euch diesen Abend bei mir.

Dietrich. Ich komme.

Kätchen. (betroffen) Gewiß?

Dietrich. Gewiß! — Ich komme. —

Kätchen. (verlegen) Ihr wollt kommen? Diesen Abend? —

Dietrich. Um welche Stunde, verlangt Ihr mich bei Euch zu sehen.

Kätchen. Sobald die Landgräfin zu Bette ist.

Dietrich. Ihr seyd doch allein?

Kätchen. Nein.

Dietrich. Wer wird bei Euch seyn?

Kätchen. Fräulein Bertha von Angelrode.

Dietrich. Auch gut! —

Kätchen. Ihr kommt also wirklich?

Dietrich. Gewiß! — Sobald die Landgräfin zu Bette ist.

Kätchen. — Ich — Ich kann Euch diesen Abend nicht sprechen.

Dietrich. (lacht) So, so!

Kätchen. (ärgerlich) Glaubt Ihr etwa —

Dietrich. Ich glaube — (lacht) gar nichts, als — daß es Euch unmöglich ist, mich diesen Abend zu sprechen, weil —

Kätchen. (schnell einfallend) Weil? —

Die-

Dietrich. (langsam) — weil es Euch nicht möglich ist — weil Ihr nicht allein seyd — weil Ihr — und was weiß ich! warum es nicht angeht?

Kätchen. (rasch) Weil es sich nicht schickt!

Dietrich. (gelaßen) Weil es sich nicht schickt. Richtig! — das ist es!

Kätchen. (verlegen, an ihrem Halskragen zupfend) Ihr seyd ein hähmischer Mensch! (Thränen in den Augen) Mit Euch kann ich nicht glücklich werden.

Dietrich. (ängstlich) Nicht?

Kätchen. (seufzend) Gewiß nicht!

Dietrich. (gefaßt) Ihr habt unerträgliche Launen!

Kätchen. (aufgebracht) Hab' ich? — Wirklich? — Nun gut! so habe ich sie für mich.

Dietrich. Wohl! — Behaltet sie für Euch. Ich verlange sie auch nicht.

Kätchen. (weinerlich) Nun kenne ich Euch!

Dietrich. Nun erst?

Kätchen. Ihr seyd ein flüchtiger Mensch!

Dietrich. Bin ich?

Kätchen. (sie geht) Das seyd Ihr!

Es wurde Abend, und Dietrich eilte zu der harrenden Elisabet. — Nahe bei ihrem Gemache, trat ihm eine in einen Mantel gehüllte Figur entgegen. Dietrich stutzte anfangs, und blieb stehen, da sich die Figur aber auch nicht weiter bewegte und ihm näher kam, zog er sein Schwerdt, gieng einige Schritte vor, und fragte:

„Wer ist da?“

Die Figur antwortete ihm mit dumpfer Stimme:

„Graf Hohnstein! jetzt geht es nicht eher in der schönen Gräfin Gemach, nicht eher mögt Ihr in ihre runden Arme eilen, bevor Ihr mir nicht Rechenschaft gebt, über die Thränen, welche Ihr den Augen des Käferuberger Fräuleins erpreßt habt.“

„Wer seyd Ihr?“

„Eiliger von Angelrode ist mein Name, und ich habe ein Schwerdt, die Beleidigungen zu rächen, die man der Tochter meines Lehnsherrn anthut.“

Dietrich. Hat sie Dich dazu aufgefordert?

Eiliger. Pfui! wer wird sich zu etwas auffordern laßen? Denkt nicht so sonderbar von mir. Ich kenne die Pflichten meines Standes.

Dietrich. Hat sie Dir gesagt, daß ich sie beleidiget habe?

Eiliger. Das hat sie nicht; aber ich weiß es dennoch, weil sie es meiner Schwester mit Thränen geklagt hat.

Dietrich. Sie kann nichts verschweigen! — Beleidigungen sind aber nicht zwischen uns vorgefallen. Sie glaubt, da ich ihr einmal gesagt habe, daß ich sie liebe, ich sey ihr ungetreu. Ich glaube eben das von ihr, — und Zeit und Gelegenheit müßen entscheiden, wer von uns beiden Recht oder Unrecht hat. — Seht! so ist die Sache. — Schlaft wohl!

Eiliger. Zur Gräfin geht Ihr noch nicht.

Dietrich. Warum nicht?

Eiliger. Genug, daß ich überzeugt bin, das Fräulein wird von Euch, um der Gräfin willen, betrogen.

Dietrich. Freund! ein Dritter ist schon da, der Vierte kömmt ungerufen, und wir brauchen ihn nicht. Also, nochmals, gute Nacht!

Eiliger. Und das Fräulein weint Thränen des Jammers, indeß Ihr — — zieht!

Dietrich. Wollt Ihr die Leibwache herbei klirren?

Eiliger. So folgt mir in den Zwinger.

Dietrich. Jetzt, wahrlich nicht! — Morgen aber, wenn Ihr wollt. Glaubt Ihr Euch zum Rächer des Fräuleins erkohren, und glaubt Ihr mit Ueberzeugung, daß ich sie beleidigt habe, so will ich Euch morgen nach Sonnenuntergang in dem Zwinger erwarten. — Schlaft wohl!

Damit lies ihn der Graf stehen und eilte nach dem Gemache der Gräfin, welches er

wohl

wohl verschlossen und von innen verriegelt fand. Er klopfte, man sah heraus, lies ihn ein, und verriegelte die Thür wieder.

Dietrich. Nun bin ich da, schöne Frau!

Elisabet. Wie ich sehe.

Dietrich. Und erwarte die versprochene Erklärung.

Elisabet. Seht! diesen Becher habe ich selbst für Euch gefüllt.

Dietrich. So werd' ich ihn noch zehnmal lieber leeren. — Euer Wohlseyn, schöne Frau! (trinkt)

Elisabet. Das Eurige, schöner Graf! (trinkt)

Dietrich. Ei! über meine Schönheit!

Elisabet. (lachend) Und über die meinige! Wir sind ja ganz entsetzlich artig gegen einander. — Seht doch, meine niedliche Stumpfnase! Das Fräulein hat eine Habichtsnase. Sie hat braune, ich, habe blaue Augen; sie hat braunes, ich, habe blondes Haar; sie ist Jungfrau, und ich, bin Wittwe. Sie hat drei Liebhaber, und ich, habe keinen.

Dietrich. Kätchen hat drei Liebhaber? und die sind?

Elisabet. Wie man sagt: Dietrich Graf und Herr zu Hohnstein. Das ist Einer! der andere, nennt sich Eiliger von Angelrode —

Dietrich. Aha!

Elisabet. Nicht wahr, nun merkt Ihr's auch, da ich Euch auf die Spur bringe?

Dietrich. Wohl! — Und der Dritte?

Elisabet. Dessen Namen will niemand nennen. Es soll aber ein vornehmer Herr seyn, der eben nicht sehr zu eilen hat, der ihren künftigen Gemal hoch befördern kann, und dann bei der Frau Zahlung für seine Gnade sucht. Man sagt, unter der Hand, habe Eiliger sich schon dazu verstanden, und den Handel mit dem vornehmen Herrn abgeschlossen. Versteht sich, ohne Kätchens Wissen.

Dietrich. Die ganze Sache kann auch wohl nur ein bloses Gerede seyn.

Elisabet. (leichthin) Auch möglich!

Dietrich. Die Hofweiber sind schlimm!

Elisabet. Wohl war!

Dietrich. Vielleicht ist es gar eine boshafte Nachrede.

Elisabet. Wer kann das wissen!

Dietrich. Und ich wüßte nicht, wer der —

Elisabet. (einfallend) — vornehme Herr seyn könnte? — Nicht wahr? —

Dietrich. Ja! — Wollte man gar auf den Landgrafen rathen —

Elisabet. Bewahre! der liebt sein Weib zu sehr. Es müßte etwa ein Unbeweibter seyn —

Dietrich. Der Fuldaer Abt —

Elisabet. Hat ja sein Theil schon an der Bierbrauers Tochter, die —

Dietrich. der Schwarzburger —

Elisabet. Unmöglich! — der? — Ja! wenn's ein Stück Braten, oder ein Becher Wein wär! —

Dietrich. St. Veit! wenn es —

Elisabet. Wer? —

Dietrich. Wenn es nun etwa — des Landgrafen —

Elisabet. — Bruder? Balthaser? Nicht wahr?

Dietrich. St. Veit! das ist so ein Weiberjäger.

Elisabet. Man müßte ganz im Stillen nachforschen, ob man sich geirrt habe, oder nicht. Das Fräulein ist unschuldig bei der Sache.

Dietrich. Gewiß!

Elisabet. Aber, mit Eiligern ist die Sache nicht recht richtig. Seine Schwester ist Kåtchens Busenfreundin. Der Bruder besucht die Schwester, das Fräulein auch; so sitzen sie ganze Abende beisammen. Und Gelegenheit, macht Diebe; wie das Sprichwort sagt. Die Angelroderin macht die Bolzen, und das Fräulein und der Bruder, verschießen sie. Ich glaube immer, Graf, Ihr thut wohl daran, wenn Ihr die Liebschaft aufgebt.

Dietrich. Es kömmt mir selbst so vor.

Elisabet. Warum soll eines Mädchens Laune und Eigensinn Euere Tage trüben? — Liebt, wo man Euch wieder liebt. Empfindet und

LB Coburg

und genießt. Man lebt nur einmal, und unser Lenz blüht ab, ohne wiederzukehren. Je öfter die Natur vor unsern Augen sich verjüngt, je älter werden wir; und — Nachreue kömmt zu spät.

Dietrich. Wohl wahr!

Elisabet. Man muß suchen, so glücklich zu werden, als es möglich ist.

Dietrich. Seyd Ihr glücklich?

Elisabet. Nein!

Dietrich. Ich bin's auch nicht.

Elisabet. Und, sollten wir es nicht werden können?

Dietrich. Warum nicht? — Wenn es möglich ist, und blos auf uns ankömmt; warum nicht?

Elisabet. So laßt es uns versuchen.

Dietrich. Wohlan! (giebt ihr die Hand) In Gesellschaft.

Elisabet. Der Versuch, hat, glaube ich, viel Angenehmes. Meint Ihr nicht auch?

Dietrich. Freilich wohl! Aber —

Elisabet. Bedenklichkeiten?

Dietrich. Eine einzige, aber — eine sehr starke.

Elisabet. Und, die wäre?

Dietrich. Laßt uns nicht Schelme an uns selbst werden.

Elisabet. Wie das? (lächelnd) Was fällt Euch da ein?

Dietrich. Etwas — (lachend) das gewiß geschieht.

Elisabet. Ich bin doch begierig, was das seyn wird.

Dietrich. Gebt acht! über den Spas, verlieben wir uns endlich gar recht herzhaft in einander.

Elisabet. Und das thät Euch wohl leid?

Dietrich. Mir nicht, aber —

Elisabet. — Mir? meint Ihr? — Bewahre! ganz und gar nicht. Wenn Ihr Euch in mich verliebt, so verliebe ich mich wieder in Euch, und die Sache ist abgethan.

Als sie das gesagt hatte, lehnte sie sich auf dem Ruhebette, auf welchem sie sas, zurück, zog den einen Fus nach sich, und ihr weichendes Gewand, zeigte dem Grafen eins der niedlichsten Füschen, auf welchem je eine Dame im Thüringer Lande gestanden hat, und das nicht allein, sondern auch ein rundes bloßes Knie, so artig, als je eins zu sehen war. Lächelnd streifte sie mit ihrer rechten Schwanenhand den Rock drüber, und legte sich wieder zurück. — Dietrich sas unbeweglich, und unterdrückte einen Seufzer, indeß die Gräfin ihren Halskragen lüftete.

Elisabet. Und Ihr seyd auf einmal so still? — Sprecht doch!

Dietrich. Was soll ich sprechen? (seufzend) Ich weiß von nichts zu reden.

Elisabet. (richtet sich auf) Ihr seufzet? Dietrich! seyd Ihr bei mir, oder mit Euern Gedanken bei Kätchen? — Geht mir! ich merke es schon — (legt sich wieder zurück) unser Bund wird nicht von langer Dauer seyn. Wenn man sich dem Freudengenusse weihen will, seufzt man auch: — Geht! geht! —

Dietrich. Ihr wißt nicht, wie mir ist!

Elisabet. Das kann ich freilich nicht wissen, das ist richtig. — Wie ist Euch denn?

Dietrich. Gar sonderbar! — Ich habe dafür keinen Ausdruck. Ich glaube gar, ich habe Schwindel.

Elisabet. (lacht laut auf) Das ist lustig! — Bei mir Schwindel zu bekommen. — Dort steht Wasser, reibt Euch die Schläfe. Vielleicht vergeht der Schwindel.

Dietrich. Das wird nichts helfen. — Wasser kann mich nicht heilen, das könnt — nur Ihr.

Elisabet. Ich? — Ich, Dietrich? — Traut mir nicht zu viel zu, lieber Graf.

Sie streckte ihre Hand aus. Dietrich ergriff und drückte sie heftig.

Elisabet. Euere Pulse klopfen sehr rasch. Euere Hand brennt wie Feuer. —

Dietrich. Elisabet! —

Elisabet. Graf? —

Dietrich. Liebe Elisabet!

Elisabet. Nun? (zärtlich) Was wollt Ihr denn von mir? (drückt ihm die Hand) Was kann ich Euch geben, das Euch Freude machen könnte?

Sie drehte, indem sie das sprach, sich näher gegen ihn. Ihr sanfter Athem wallte ihm entgegen, und zog gleich einer elektrisch-magnetischen Kraft ihn näher an sich. Ihr strahlendes Auge brach wollüstig an seinem Feuerauge, ihr Busen hob sich schneller und sichtbarer, eine flammende Röthe überflog ihre Wangen, ihre Lippen bebten, und schnell wie ein Blitzstral, flogen die seinigen den ihrigen entgegen. Sie wechselten Kuß um Kuß. Flammen, vereinigten sich mit Flammen. Die Sehnsucht wurde vermessener, die Lage vertrauter. Kühner wurde er, und nachgebender sie. Sie drückte ihn fester an sich; ein sanftes Ermatten, folgte dem heftigsten Streben, kaum schien sie noch zu athmen, und der Graf errang das Ziel der höchsten Frauengunst, in einem Moment, in welchem er selbst nicht wußte, was er that.

Sie kamen zu sich, um wieder von sich zu kommen, und Dietrich blieb die ganze Nacht

in ihren Armen glücklich. — Als der Hahn krähte, schlich er sich davon. Elisabet lispelte ihm zu:

„Morgen, wenn es wieder Abend wird, sehe ich Dich wieder bei mir, Du Trauter!“

Er versprach es ihr mit tausend Küssen, und ach! er konnte nicht Wort halten.

Den folgenden Tag stellte sich Dietrich, seines gegebenen Wortes eingedenk, bei Sonnenuntergang, in dem Zwinger ein, wo Eiliger ihn schon erwartete. Sie kamen beide mit Worten hart an einander, und von Worten, kam es zum Schlagen. Sie fochten anfangs beide mit gleichem Glück gegen einander, und es schien beinahe gar, Eiliger würde die Oberhand behalten, aber ein einziger Streich des Grafen gab ihm den Sieg. Eiliger stürzte zu Boden, und Dietrich eilte davon, mit der festen Ueberzeugung, sein Gegner werde auf dieser Welt nie wieder ein Schwerdt führen.

Aengst=

Aengstlich kam er bei seinem Bruder zu Hohnstein an, und dieser, der des Landgrafen scharfe Ahndung fürchtete, rieth ihm, sich in fremdes Land zu begeben, bis die That vergessen, und die Sache beigelegt sey.

Auf Anrathen seines Beichtvaters nahm Dietrich den Pilgerstab, zu Abbüssung seiner That nach St. Jakob von Kompostella zu wallen, durchzog der Mauern und Christen Land, und kam nach seiner Wallfahrt zu Toledo in ritterlicher Tracht an, wo sich eben der Hof Peters des Grausamen, Königs von Kastilien, befand.

Er wurde wohl aufgenommen, und dem Könige, wie auch seiner vielgeliebten Maria von Padilla *) vorgestellt. Die unglückliche

*) Wer diese Maitresse des Königs, so wie ihn selbst, ihre Intriken, seine Grausamkeiten, und seiner Gemalin unglückliches Schicksal genauer kennen lernen will, den verweise ich auf die Skizzen aus dem Leben galanter Damen. I. B. S. 1 — 52. . . wo das alles ganz genau, und weitläuftig geschildert, zu lesen ist.

Gemalin des Königs, Blanka von Burgund, verdankte der Grausamkeit ihres Gemals und seiner Bulerin ihre gefängliche Haft zu Siguenza, und Maria war boshaft genug, die Ungerechtigkeit zu einer erfreulichen Hofunterhaltung zu machen. Auch unsern Grafen wollte man damit unterhalten, aber sein Herz empörte sich gegen eine Unmenschlichkeit dieser Art. Da er es nun nicht wagen konnte, wegen des Königs unerhörter Grausamkeit, frei, und wie ein deutscher Ritter darüber zu sprechen, so verlies er diesen Hof gar bald, reiste weiter, und gieng zu Schiffe nach Italien.

Eines Tages, als er unweit Modena, unter einem Ulmbaume lag, Lanze, Helm und Schild von sich gelegt, und seinem Rosse die Freiheit zu graßen gelassen hatte, kam hart an ihm ein stattlicher Troß vorbei, an deßen Spitze ein junger Mann von edler Gesichtsbildung ritt.

Dieser

Dieser hielt an, besah des Grafen Schild, und begann in deutscher Sprache:

„Mit Verlaub, Herr Ritter! — Ist es Zufall, oder Recht, daß Ihr in diesem Schild zwölf rothe und silberne Würfelsteine, als das Wappen der Hohnsteiner Grafen in Deutschland, führt?“

Dietrich. O! wie wohl ist mir! — Ich höre meines Vaterlands Sprache aus deutschem Munde! — Sagt mir, mit wem ich spreche, und ich will Euch sogleich Euere Frage beantworten.

Ernst. Ich heiße Ernst, und bin der Sohn des Grafen Busso von Mannsfeld.

Dietrich. Euer Vater ist ein braver Mann, ich kenne ihn. Gebt mir die Hand. — Ich bin der unglückliche Dietrich Hohnstein, der —

Ernst. Ihr seyd Dietrich? — O! wie wird sich Euer Bruder freuen, wenn er hört, daß Ihr noch am Leben seyd. Schon gab er

Euch verloren, und hat Boten und Kundschaft nach Euch vergebens ausgesendet. Ihr lebt also noch? — Gott sey Dank!

Dietrich. Wißt Ihr auch, was mich aus meinem Vaterlande trieb?

Ernst. Ich weiß alles. Man sprach ja laut genug von Euch und Euerm Unfall. Aber, Ihr scheint noch nicht zu wißen —

Dietrich. Was? — O! ich weiß mehr, als mir lieb ist! — Diese Faust tödete den Edelschalk Eiliger von Angelrode im Zweikampf.

Ernst. So vernehmt denn: Eiliger, lebt.

Dietrich. Lebt? — Eiliger lebt! — O! treibt kein Gespött mit mir!

Ernst. Wer wollte das? — Er lebt.

Dietrich. Und ich bin kein Mörder?

Ernst. Eiliger war zwar hart verwundet, aber nicht tod. Er wurde wieder zu sich gebracht, geheilt, und starb nicht.

Dietrich. Das ist köstlicher Balsam für meine Wunden! — Graf! Ihr seyd ein eben so vortreflicher Arzt, als der, der Eiligern vom Tode errettete. — Und — ach! ich wollte Euch noch um etwas fragen. Das wißt Ihr aber vielleicht nicht. Lebt Elisabet, die verwittwete Gräfin von Linderbach noch? wollte ich Euch fragen.

Ernst. Sie lebt, und ist verheurathet.

Dietrich. Verheurathet?

Ernst. So ist es. — Drei oder vier Tage nach Euerer Flucht kam ein Graf aus Böhmen an des Landgrafen Hof, dem hat sie ihre Hand gereicht, und ist ihm nach Böhmen gefolgt.

Dietrich. (bei sich selbst) O! jene glückliche, wonnevolle, unglückliche Nacht! — Wer weiß, ob nicht die Not — — (laut) Dann

lebte noch an dem Hofe, unter den Frauenzimmern der Landgräfin, ein Fräulein —

Ernst. — Ihr meint, das schöne Käfernburger Kätchen? nicht wahr?

Dietrich. Sie selbst.

Ernst. Jetzt ist sie an einen Henneberger Grafen verheurathet.

Dietrich. Auch verheurathet? — Und mein Bruder? —

Ernst. Lebt wohl und gesund. Euch aber, hat er sehr vermißt. — Wo wolltet Ihr zu?

Dietrich. Wohin der Himmel mich führen würde.

Ernst. Als mein Vater in Venedig war, wurde ihm viel Ehre angethan. Der Senat beschenkte ihn bei seiner Abreise mit einem schönen Roß, das trug güldenen Sattel und Zaum und war beschlagen mit silbernen Hufeißen und güldenen Nägeln. Er hat gute Bekanntschaften gemacht und Freunde in Venedig hinterlassen, zu denen ich gereiset und sehr freundschaftlich

lich aufgenommen worden bin. Ich bin im Begriff nach Genua zu gehen, wollt Ihr nun nach Venedig gehen, und meine Zurückkunft dort erwarten, so soll es Euch wohlgehen, und wir reisen denn zusammen nach Deutschland zurück. Indeß gebt Euerm Bruder Nachricht von Euch. — Wenn Ihr nach Venedig kommt, so geht zu Jeronimo Mellazza, dem Sohn eines der angesehensten Männer der Republik, gebt ihm diesen Ring als ein Zeichen, daß ich Euch zu ihm sende, und Ihr werdet gewiß wohl aufgenommen werden. Ich will meine Rückreise beschleunigen, und bald sprechen wir uns zu Venedig wieder. — Gott mit Euch! —

Dietrich machte sich auf, und eilte nach Venedig. Kaum war er daselbst angekommen, als er sich nach Jeronimo erkundigte, ihn auch bald erfragte.

Dieser nahm ihn auf, als wenn er schon von seiner Ankunft unterrichtet wär. Und, so war es auch. Ernst, war nicht nach Genua gereiset, sondern durch einen andern Weg nach Venedig zurückgegangen. Warum das? wird man fragen, und die Antwort sogleich in der fortgesetzten Erzählung finden.

Dietrich war noch nicht lange bei Jeronimo in dem Zimmer, als Ernst erschien.

Ernst. Ihr seyd bestürzt, mich hier zu sehen, da Ihr mich in Genua glaubt? — Eine Vorbereitung trieb mich hierher, und Ihr, vergebt mir die kleine List.

Dietrich. Ihr mögt wohl Euere Ursachen gehabt haben, wieder zurückzukehren nach Venedig, aber, ich verstehe Euch nicht, was Ihr mit dem Worte Vorbereitung sagen wollt.

Ernst. Wird Euch die schnelle Erscheinung eines geliebten Gegenstandes nicht zu sehr überraschen? zu heftig angreifen?

Dietrich. Die Erscheinung eines geliebten Gegenstandes? — Was meint Ihr? Sollte Elisabet —

Ernst. Die lebt und liebt in Böhmen.

Dietrich. Oder, Kätchen? —

Ernst. Ist nicht hier. Aber sonst jemand. Hier ist er.

Eine Seitenthür öffnete sich, und Dietrichs Bruder trat herein. Sie fielen einander um den Hals und freuten sich des frohen Willkommens.

„Ich lies Dich allenthalben suchen; — begann Dietrichs Bruder; — Ich setzte mich selbst auf, Dir nachzuziehen, und siehe da! ich habe Dich gefunden. Des bin ich froh!"

Sie blieben noch einige Zeit in Venedig und reisten dann nach Deutschland zurück.

Dietrich.

Dietrich begleitete den jungen Graf Ernst zu seiner våterlichen Burg, wurde dort wohl aufgenommen, fand Freunde und gute Herberge und verlor sein Herz.

Ein gutes, sanftes Fråulein, tugendhaft und verståndig, war Lutrude Graf Ernsts Schwester, sie entzückte den raschen Hohnsteiner und nahm seine liebevolle Bewerbung wohl auf.

Die Eltern hatten nichts gegen diese Bekanntschaft, und als Dietrich sie um die Hand ihrer Tochter ansprach, antwortete ihm der Vater:

„Hat meine Tochter nichts dagegen, mag sie Euch lieben, so soll es mir auch lieb seyn, mich durch sie mit Euerm Hause verbunden zu sehen. Ich gebe Euch meinen Seegen, und nenne Euch herzlich gern Sohn. Sprecht mit meiner Tochter.“

Dietrich eilte zu ihr.

„Schönes Fräulein! — sagte er; — Ich komme von Vater und Mutter. Ich frage Euch: wollt Ihr mich glücklich machen?"

Lutrude. Ich? — Und wie denn?

Dietrich. Reicht mir Euere Hand. Schenkt mir Euer Herz, und werdet mein Weib.

Lutrude. Ihr — Euer Antrag, überrascht mich.

Dietrich. Sprecht Ja! und ich bin glücklich. — Könnt Ihr mich lieben? Wollt Ihr mir als Gattin folgen?

Lutrude. Gar keine Bedenkzeit?

Dietrich. Wie Ihr wollt. Aber, — bedenkt, daß es mein Glück gilt.

Lutrude. Morgen, mehr davon.

Der Morgen kam, und das Fräulein, sprach Ja. Dietrich war entzückt. Die Verlobung wurde gefeiert. Nach vier Wochen gab der Vater ein glänzendes Hochzeitfest, und Lutrude wurde Dietrichs Weib.

Er führte sie mit sich, und beide haben ihre Verbindung nie bereut.

Sie führten ein stilles, friedliches Leben, genossen die Freuden des ehelichen Hausglücks, lebten wieder auf in ihren Kindern und giengen endlich alt und lebenssatt aus dieser Welt, in eine beßere über.

III.

Luitgart von Stade.

Friedrich der Erste, oder ältere, Graf von Sommerseburg *) ein kühner Degen hatte mit kaiserlicher Begünstigung, Friedrich IV. aus dem gräflich Wettinischen Geschlecht aus der Pfalz Sachsen gestoßen, und diese Würde erblich auf sich und seine Nachkommen gebracht, schied nach vielen tapfern Thaten von dieser Welt **) und hinterlies als Erben seiner Würde und Besitzungen, einen einzigen Sohn, Pfalzgraf Friedrich II. oder jüngern, der an Tapferkeit seinem Vater nichts nachgab, den Ehrenglanz seines Hauses vermehrte, und bei dem Kaiser Lothar II. wohlangeschrieben und in Gnade war. Er war ein Krieger, aber er liebte

*) Sommernschburg, Sommerscheburg, Sommerschenburg, jetzt: Sommersburg, unweit Helmstädt gelegen.

**) Wie einige sagen i. J. 1120.

liebte auch die Geistlichkeit, beschenkte sie reichlich und stiftete Klöster *). Deshalb war er männiglich angesehen und beliebt, und es hatten weder die Ritter noch die Pfaffheit **) etwas an ihm auszusetzen, wobei er sich sehr wohl befand, bis auf Einen Punkt, wie wir hören werden.

Um

*) So z. B. auch i. J. 1138 das Zisterzienserkloster Marienthal bei Helmstädt, wo er auch, als er 1162 starb, begraben wurde. Auf seinem steinernen Grabesdeckel steht er, ohne Bart, gewappnet, ausgehauen und dabei steht die Innschrift:

Felix sit, Christe, coeli cum civibus iste,
Vallis fundator MARIÆ, virtutis amator,
Prudens, Magnificus, fidusque Comes FRIDERICVS.

S. Buntings Braunschw. Lüneb. Chron. 1. Thl. S. 135. und seine Geschichte in: Lucä Grafensaal. S. 1108. 1109. 1110.

**) So sprach und schrieb man damals, (selbst in öffentlichen Urkunden,) wenn man von den geistlichen Herren schrieb oder sprach.

Um diese Zeit, hielt Markgraf Rudolf I. zu Stade, in dieser uralten Stadt, einen gar glänzenden Hof und zog durch seine Prachtliebe und Gastfreiheit *) viele Herrn, Grafen, und andere Edle dahin.

Nebst zwei Söhnen, erzog der Markgraf eine Tochter, welche als eine vollkommene Schönheit bewundert und geliebt wurde. Sie war ihres Vaters Augapfel, und wer sie sah, war von ihrer Schönheit entzückt. Die Ritter und Herrn taumelten wie wonnetrunkene, geblendete Motten um das Licht ihrer Reitze, versengten sich bei dem Stral ihrer Augen die Herzen, bewunderten ihren Geist und seufzten nach dem Geschenk ihres Herzens und ihrer Hand. Aber von so vielen Anbetern die schöne Luitgart, (so hies sie,) auch umringt war, so konnte man doch nicht im geringsten einen zärtlichen Vorzug für einem ihrer Liebhaber bemerken. Deshalb

*) Eine besondere Tugend der Deutschen der Vorzeit, in deren prachtvoller und pünktlicher Ausübung sich damals besonders viele Fürsten und Edelleute hervorthaten, wie die Geschichte lehrt.

kam es auch einmal zwischen ihr und ihrer Schwägerin darüber zu einem Vorhalt, als Luitgart *) an nichts weniger, als an ihre Anbeter dachte, denn sie saß und nähte sich einen Staatsrock, indeß ihre Schwägerin Richsa an der Kunkel **) saß.

Richsa.

*) Man schreibt sie auch, Leutgart, Ludgard, Lutkard, Luchar , ꝛc. Was ich hier und in der Folge von ihr, ih em Schicksal und dem Schicksal ihrer Männer erzählen werde, dazu habe ich den Stoff gesammelt in: Lucä Grafensaal S. 628. S. 779. 780. und S. 1110. Dieser führt als Gewährsmänner an: Spangenberg Sächß. Chronik. Kap. 217. *Pontanus* Rer. Danicar. Hist. L. V. p 216. *Helmold* Chron. Slavor. Lib. I. c. 68. und *Wolterus* Chron Brem. in Meibomii. T. II. Rer. German. p. 51. Ich, habe nur Spangenbergs Chronik und eine Geschichte der Dänischen Könige Nürnb. 1685. S. 445. konferirt.

**) Weben und Spinnen, war in jenen Zeiten eine Arbeit, welcher sich auch so gar Königinnen und Fürstinnen nicht schämten. Der einzigen Tochter des Kaiser Otto I., Ludgard, silberne Kunkel, wurde nach ihrem Tode nach St. Alban bei Mainz, gebracht. S. Schmidts Gesch. d. Deutsch. II. B. S. 98.

Richsa. Gestern ist der Supplinburger auch fort.

Luitgart. Hm! — So? —

Richsa. Hat er nicht bei Dir Abschied genommen und sich beurlaubt?

Luitgart. Ja! es ist wahr, das hat er gethan.

Richsa. Hat er Dir sonst nichts gesagt?

Luitgart. Nichts!

Richsa. Nicht, warum er fortgeht?

Luitgart. Nein.

Richsa. Er hat sich gar nichts merken laßen?

Luitgart. Nichts. — Warum?

Richsa. Hm! — Sonderbar! — Das kann ich mir kaum vorstellen.

Luitgart. Was soll er sich denn haben merken laßen?

Richsa. Was Du håttest selbst långst bemerken können.

Luitgart. Ich, habe nichts bemerkt.

Richsa. Auch nicht, daß er verliebt war?

Luitgart. Wie kann ich das bemerken? — Wie sieht man denn aus, wenn man verliebt ist?

Richsa. Eben so, wie der Supplinburger aussah.

Luitgart. Nun! der sah doch immer noch als ein Mensch aus.

Richsa. Und, wie soll er denn sonst aussehen?

Luitgart. Du weißt doch noch, daß vor einigen Tagen der gelehrte Bremer Erzbischoff sagte: die Liebe mache entweder zum Engel oder zum Teufel? — Und an dem Supplinburger habe ich weder einen glänzenden Schein, noch Hörner und Krallen wahrgenommen, wie doch wohl hätte seyn sollen, wenn ihn die Liebe also verändert hätte. — Er sah aus, wie er — sonst auch ausgesehn hat.

Richsa. Wie kannst Du so kindisch sprechen? — Du hast doch wohl bemerkt, daß er Stade trauriger verlaßen hat, als da er hieher kam?

Luitgart. Ja — ich glaube wohl! — Ja! er war traurig. Es ist wahr! — Also traurig macht die Liebe? O! geht mir mit der Liebe!

Richsa. Nur dann macht sie traurig, wenn man ohne Hoffnung der Gegenliebe liebt. — Sonst aber, wenn man liebt, und wieder geliebt wird, o! so giebt es kein beßeres Leben in der Welt, als das, welches die Liebe schenkt.

Luitgart. Also — Supplinburg liebte ohne Gegenliebe?

Richsa. Ja wohl! — Das kann ihm das Leben kosten.

Luitgart. Ach geh doch! Das Leben? — warum nicht gar! — Die Liebe ist ja weder ein Schwerdt, noch eine Lanze.

Richsa. Und dennoch schlägt sie Wunden, die gefährlich, oft gar unheilbar sind.

Luitgart. Das ist mir unbegreiflich! — Die Liebe ist weder Lanze noch Schwerdt und schlägt doch Wunden. — Doch aber wohl nur innerlich?

Richsa. Das sind die gefährlichsten.

Luitgart. Du mein Gott! — Nun sag mir nur, wen liebt denn Supplinburg?

Richsa. Dich!

Luitgart. — Mich? — Mich? —

Richsa. Dich!

Luitgart. Und Liebe, fordert Gegenliebe?

Richsa. Gegenliebe.

Luitgart. Nun, so kann ich ihm nicht helfen! — Er ist ein stattlicher Ritter, aber lieben kann ich ihn nicht; oder, ich weiß selbst nicht, was Liebe ist.

Richsa. Hat er Dir nichts zu verstehen gegeben?

Luitgart. Das ich nicht wüßte? —

Richsa. Vielleicht liebst Du schon, ohne daß Du es weißt.

Luitgart. Ohnmöglich! — Der Bernfelder fragte mich ehegestern auch; ob ich ihn lieben könne? Da sagte ich geradezu: Nein! —

Richsa. Du weißt doch, daß der Schwiegervater nach St. Johannistag Turnier hält?

Luitgart. O ja! ich freue mich schon recht darauf.

Richsa. Da kommen viele schöne, junge Ritter. Dann, nimm Dein Herz in acht.

Luitgart. Pferde! — (springt an's Fenster) Ach! der Erzbischoff und mein Bruder der Kanonikus von Bremen! — Ich muß ihm entgegen! —

Das Turnier, welches Markgraf Rudolf den Tag nach St. Johann gab, war sehr glänzend und wurde von zwanzig Grafen, Rittern, und Edelknechten besucht, die ihre Helme auftragen ließen und turnierten.

Unter denselben befand sich auch der junge Pfalzgraf Friedrich, der mit großer Pracht einritt. Er hielt sich auch sehr männlich auf der Bahn und erkämpfte sich des Turniers zweiten Dank im Rennen im hohen Zeuge, und den ersten, im Fußturnier mit Schwerdt und Kolbe. Beide Dänke erhielt er aus der Hand der schö-

nen Luitgart, und dankte ihr sehr innig dafür. Auch sagte er ihr beiher so manches, das jedes Mädchen gern hört, und das wurde von ihr sehr wohl aufgenommen.

Als er des Abends nach dem Tanze neben ihr saß, wiederholte er das alles mit noch weit mehr Ausdruck und Artigkeit, und Luitgart, nahm das auch wieder recht wohl auf.

Luitgart. Was bedarf es so vieles Dankes? was Ihr erhalten habt, haben Euch die Turniervögte, und Euer Verdienst zugesprochen. Ich bin nur die Vollzieherin ihres Willens gewesen.

Friedrich. Wenn ich einiges Verdienst dabei habe, wirklich habe, wie Ihr glaubt, — so verdanke ich dennoch dies alles, nur Euch.

Luitgart. Mir, Herr Pfalzgraf? — Mir? —

Friedrich. Ich kämpfte unter Euern schönen Augen, die Ihr jetzt so sittsam niederschlagt. Wen könnten solche Stralen nicht zum größten Helden machen?

Luitgart. Schweigt davon!

Friedrich. Warum?

Luitgart. Ihr seyd ein Schmeichler!

Friedrich. Das bin ich nicht. — Ich bin dem Schmeicheln so feind, wie der Erbsünde. — Aber — ich wollte —

Luitgart. (sieht ihn forschend an) Was denn Herr Pfalzgraf? — Was denn? —

Friedrich. Wenn ich es wagen dürfte! — Ihr seyd so schön, Fräulein! —

Luitgart. (schlägt die Augen nieder, und zupft an ihrem Halskragen) Doch wohl nicht so schön, als Euer Liebchen! —

Friedrich. Wenn Ihr wüßtet —

Luitgart. (betroffen) Nicht wahr? — Darf man sie kennen lernen, das Fräulein, welches Ihr Euere Herzensgebieterin nennt?

Friedrich. (drückt ihr sanft die Hand) Fräulein!

Luitgart. (zieht die Hand zurück) Ihr irrt Euch wohl?

Friedrich. Worinne?

Luitgart. Wenigstens in der Person. —

Ihr

Ihr wißt doch, was Ihr gethan habt? — Oder nicht? — Die Verliebten sollen zuweilen nicht wißen, was sie thun, sagt man. — Ist es so?

Friedrich. (zärtlich) Was hab' ich denn gethan, mein Fräulein?

Luitgart. Je nun! — Ihr habt mir die Hand gedrückt.

Friedrich. Da wußte ich wohl, was ich that.

Luitgart. Wenn das nun Euer Liebchen erführ?

Friedrich. Sie weiß es schon.

Luitgart. Sie weiß es? — Wie das? — (zitternd) Ist sie uns so nahe?

Friedrich. Mir, sehr nahe.

Luitgart. Wo?

Friedrich. Hier.

Luitgart. Hier? — Wer ist sie denn? (sanft) Ich möchte sie kennen lernen.

Friedrich. Wirklich?

Luitgart. Ist es etwa die schöne Nichte des Erzbischoffs? Oder — das Arauer Fräulein wird's wohl seyn, mit der Ihr nach mir getanzt habt?

Friedrich. Keine von beiden.

Luitgart. So muß es die Rothenburger Agnes seyn.

Friedrich. Auch nicht. — Ihr kennt sie besser noch, als ich selbst.

Luitgart. Ich? — Ich kennte sie besser noch als Ihr selbst? —

Friedrich. Zuverlässig!

Luitgart. Nun! so weiß ich nicht wer —

Da zog ein Ritter das Fräulein zum Tanze auf, und ihre Schwägerin nahte sich dem Pfalzgrafen!

Richsa. Ihr wart ja recht sehr in Euer Gespräch mit meiner Schwägerin vertieft, Herr Pfalzgraf!

Friedrich. Das ist wahr! — Sie wurde, mir sehr ungelegen, zum Tanze aufgezogen.

Richsa. So? —

Friedrich. Edle Frau! Ihr könntet mir wohl einen sehr großen Gefallen thun, wenn Ihr wolltet.

Richsa. Warum nicht? — Wenn ich kann, herzlich gern! — Was ist es?

Friedrich. Sagt dem Fräulein, daß ich sie liebe.

Richsa. Meiner Schwägerin?

Friedrich. Ja, ja! sagt es Ihr. Ich vermag es nicht selbst zu thun. Ich bin so furchtsam — so — wie soll ich sagen — so ängstlich! — Ach Gott! sie hat mein Herz und all meine Sinnen gefangen; und wenn ich so unglücklich seyn sollte, zu vernehmen, daß sie mich nicht wieder lieben könnte, — ich würde dies Unglück nicht überleben! — Sagt Ihr das auch.

Richsa. Aber — Herr Pfalzgraf! — man sagt —

Friedrich. Was sagt man?

Richsa. Ihr liebtet die Nichte des Bremer Erzbischoffs.

Friedrich. (beinahe aufgebracht) Wer sagt das?

Richsa. (betroffen) Man sagt es beinahe allgemein.

Friedrich. Diese glattzüngichte Dirne sollte ich lieben? — Nein, edle Frau! — wahnsinnig bin ich nicht. Ich kenne den Erzbischoff und seine Nichte. Ich kenne seine und ihre Unterhaltung. Das ist nichts für mich. — Luitgart ist meine erste Liebe, — bei Gott und meiner ritterlichen Ehre! — und sie soll auch meine letzte seyn, wenn ich nicht so glücklich seyn kann, von ihr wieder geliebt zu werden.

Richsa wollte antworten, da trat der Erzbischoff herzu, und machte das Gespräch allgemeiner. Der Pfalzgraf drehte sich bald weg, und fiel, indem er sich Luitgart nahen wollte, die eben ausgetanzt hatte, in die Hände der Nichte des Erzbischoffs. Da kam's zum Gespräch.

Irmgard. Nun? — Wie geht's, Herr Pfalzgraf?

Friedrich. Aergerlich!

Irmgard. Pfui! — An einem so festlichen Tage muß man nicht ärgerlich seyn.

Friedrich. Wenn's möglich ist, versteht sich!

Irmgard. Und die Ursach des Aergers? —

Friedrich. Ein Geträtsch!

Irmgard. Und dieses Geträtsch? —

Friedrich. Laßt's gut seyn.

Irmgard. Nichts! — Ich bin neugierig. Ich will's wißen.

Friedrich. Soll ich's Euch gerade heraus sagen?

Irmgard. (ist betroffen, faßt sich aber schnell wieder) Sagt's nur. — Betrift's mich?

Friedrich. Mich und Euch.

Irmgard. (lachend) Nun? — was reden uns denn die Leute nach?

Friedrich. Was nicht wahr ist. — Sie sagen: wir wären in einander verliebt.

Irmgard. (ironisch) Ei! das ist eine große Schande! — Oder — (mit Prätension) haltet Ihr es etwa davor? —

Frie-

Friedrich. Das nicht, aber, es ist doch eine Unwahrheit, wie Ihr selbst wißt.

Irmgard. Was kann ich wißen? (neckend) Wißt Ihr es besser?

Friedrich. Warum nicht?

Irmgard. (frappirt) Wenn Ihr nun selbst nicht wüßtet, was mit Euch vorgieng?

Friedrich. Ich? — ha! daß weiß ich wohl!

Irmgard. (kneipt ihn in die Hand) Ihr Sonderling! — Ich weiß nicht, wozu Ihr Euere Augen habt. (verläßt ihn schnell)

Friedrich. Das weiß ich wohl! — Für Dich habe ich sie wahrhaftig nicht so, wie Du es gern haben möchtest, und wenn Du noch zehnmal schöner wärst.

Luitgart hatte kein Auge von dem Pfalzgrafen verwendet. So lange er mit ihrer Schwägerin sprach, war sie, wiewohl etwas neugierig, den Innhalt des Gesprächs zu wißen,

dennoch übrigens ruhig; als er aber mit Irmgard redete, wurde sie unruhig, und setzte sich, um sie zu beobachten in eine Ecke des Saals. — Dahin folgte ihr Friedrich, als Irmgard ihn losgelassen hatte, und nahte sich dem Fräulein, zwar unbefangen genug, aber dennoch ängstlich.

Friedrich. Ihr sitzt so ganz einsam hier, Fräulein? — Stöhre ich Euch in irgend einer Betrachtung? so will ich wieder gehen.

Luitgart. Ach nein! — deshalb, bleibt nur hier, wenn es Euch Irmgard erlaubt.

Friedrich. Irmgard hat mir nichts zu verbieten, und nichts zu erlauben.

Luitgart. Wirklich?

Friedrich. Gewiß!

Luitgart. Euer Gespräch schien lebhaft zu seyn.

Friedrich. Ich sagte ihr, daß es mir nicht gleichgiltig sey, zu erfahren, daß die Leute von uns, wie von einem liebenden Paare sprächen. Und ich fragte sie: ob das nicht eine Unwahr-

heit

heit sey? Sie nahm das hoch auf, und verlies mich. Da wurde mir wohl. — Und jetzt, da ich mit Euch spreche, ist mir zwiefach wohl.

Luitgart. Treibt keinen Scherz!

Friedrich. Ich scherze nicht zur Unzeit, Fräulein! — Das glaubt nicht von mir. — Gebt mir Eure Hand, und erlaubt mir noch einmal mit Euch zu tanzen. — Morgen, wenn Ihr die Sonne in Euerm Bette erblickt, bin ich nicht mehr in Stade, aber — ich laße etwas hier zurück, — und — ich denke — kommt! — Noch einen Reihen! —

Luitgart. Von Herzen gern! — Wißt Ihr auch, daß Ihr recht gut tanzt? — Ich habe diesen Abend am liebsten mit Euch getanzt.

Friedrich. Fräulein! — das bezahlt meine Pfalzgrafschaft nicht!

Luitgart. Ihr seyd gar zu höflich!

Friedrich. Ich bin aufrichtig. Seyd Ihr es auch, — so — kommt! kommt zum Tanz! —

Die Morgensonne schien auf des Fräuleins Lager, und Friedrich, der kein Auge geschlossen hatte, war nicht mehr in Stade. Sie verlies das Bett, und gieng zu ihrer Schwägerin, die schon wieder bei der Arbeit sas.

Luitgart. Guten Morgen, liebe Schwägerin!

Richsa. Guten Morgen! — Du hast lange geschlafen.

Luitgart. Ja wohl! — Aber — ich habe so ängstlich geträumt, und — ach! — wie hoch die Sonne schon steht!

Richsa. Ja wohl! — der Pfalzgraf ist schon lange hier vorbei und fort geritten.

Luitgart. Ist er hier vorbeigeritten?

Richsa. Er sah herauf, — aber ich lies mich nicht sehen.

Luitgart. Warum denn nicht?

Richsa. (lachend) Nach mir, sah er sich nicht um.

Luitgart. (langsam) Also — ist er fort?

Richsa. (seufzend) Ja, er ist fort! (singt)

Fort

Fort ist fort, und hin ist hin! —
O! daß ich nicht mehr bei ihm bin!

Luitgart. Er hätte auch heute noch hier bleiben können! — Was macht er denn in Sommerseburg? —

Richsa. Er ist gewiß ein rechter edler, junger Mann.

Luitgart. Das ist er!

Richsa. Auch ein schöner Mann.

Luitgart. Gewiß!

Richsa. (schnell) Er gefällt Dir also doch?

Luitgart. (gedehnt) O ja! —

Richsa. Mit einem solchen Manne lies sich's wohl leben?

Luitgart. Gewiß!

Richsa. Den könntest Du wohl lieben?

Luitgart. Ach ja!

Richsa. Das ist schön! — das sollte er selbst hören. — Er hat mir gestern etwas an Dich aufgetragen.

Luitgart. An mich?

Richsa. Etwas sehr wichtiges. — Ich soll Dir sagen — daß er Dich liebt.

Luitgart. Schwägerin!

Richsa. Und daß er sterben will, wenn Du grausam gegen ihn seyn willst. — Was sagst Du dazu?

Luitgart. Ich kenne Deine Scherzreden!

Richsa. Nein! nein! das ist jetzt Ernst.

Das Fräulein wollte antworten, als Irmgard in das Gemach trat. Sie grüßte beide sehr traulich, und warf sich dann sehr launicht auf das Faulbett.

Irmgard. Ich bin grämlich, und weiß selbst nicht warum. — Es geht mir aber immer so, wenn ein Freudengelag endigt. Man sollte eigentlich Zeitlebens nicht aus den Lustbarkeiten herauskommen.

Richsa. Bewahre Gott! das hielt ich nicht aus.

Irmgard. Warum nicht? — das Leben ist ein Traum, und wenn ich einen schönen Traum gehabt habe, ärgere ich mich allemal, wenn ich erwache.

Richsa. Nach einem Freudenfest arbeitet sich's leichter, und nach der Arbeit, feiert man gern.

Irmgard. Ach! was Arbeit! — dafür habe ich keinen Sinn. — — Es ist schon wie ausgestorben hier. Sind die Männer alle fort?

Richsa. Mehrentheils. — Der Pfalzgraf —

Irmgard. Ist noch hier?

Richsa. Ist auch fort.

Irmgard. Vielleicht nach Bremen. — Er war gestern auch nicht recht bei Laune. Bei uns ist er immer weit aufgeräumter.

Richsa. (schalkhaft) Das hat vielleicht seine Ursachen.

Irmgard. (determinirt) Natürlich! man sieht ihn gern, und wird auch von ihm (gähnend) gern gesehen.

Richsa. Ja freilich! dann —

Irmgard. Eine ehrliche Haut ist er! nur — gleich in alles verliebt, was ihm aufstößt, und nur ein leidliches Gesicht hat.

Aber — ich halte ihn doch jetzt besser in den Schranken. — Er ist gern heimlich. Gestern hatte er Grillen. Man hatte von unserer Liebe gesprochen, und er war verdrüßlich. — Ich weiß nicht, warum er das thut. — — Nun, Fräulein! so still? — Wo fehlt's? (aufs Herz zeigend) Etwa da? — Hat mein Bruder sich Glück zu wünschen?

Luitgart. Wozu?

Irmgard. Wozu? — Sonderbare Frage. — Ich denke immer, ihr werdet noch ein Paar werden.

Luitgart. Schwerlich!

Irmgard. Diese Sprache, kenne ich, liebes Fräulein! ich bin auch ein Mädchen, und — habe Erfahrung.

Luitgart. Das glaube ich!

Irmgard. Und, also! — Ohne Ziererei! — Ihr liebt Euch; nicht wahr?

Luitgart. Ich, weiß nichts davon.

Irmgard. Schlimm genug! — Es wird aber schon noch kommen. — Wollt Ihr mit

uns

uns nach Bremen? — Wir haben morgen viele Gäste; es ist meines Oehms Geburtstag. Da wollen wir wieder einmal recht hoch leben. — Ich wette, der Pfalzgraf sitzt und sinnt schon darauf, womit er mich recht angenehm überraschen kann. Er hat immer so viel Eigenes in seinen Ueberraschungen, daß man oft recht herzlich darüber lachen muß. Sein Vater, war auch ein solcher schnackischer Mann. „Fräulein! — sagte er einst zu mir, als er bei uns war, — Fräulein! wenn Ihr ein Mann wärt, hätte mein Fritz Euere Schelmenaugen nicht so sehr zu fürchten, als da Ihr ein Mädchen seyd. Gebt acht, was ich Euch sage, die Augen werden ihn in den Ehestand leuchten, ehe er sich's versieht."

Richsa. Und das ist wohl auch eingetroffen?

Irmgard. So ziemlich, glaub' ich.

Richsa. Ei! ei! — Da hat ja der Alte einen wahren Profetengeist gehabt!

Irmgard. Je nun! es war wohl leicht zu vermuthen, daß es so kommen würde.

Richsa. So werden wir also bald eine Hochzeit feiern?

Irmgard. Ich will morgen mit dem Pfalzgrafen darüber sprechen. Ich muß mir aber erst ein paar andere Freier noch vom Halse schaffen, denn mein Fritz ist eifersüchtig, und da, könnte es wohl gar Blut geben.

Eine Zofe. (tritt ein) Der Herr Pfalzgraf läßt Euch schön grüßen! Seinen Gruß bringt ein Harfener, den er auf dem Wege unweit Stade angetroffen hat. Er wünscht Euch etwas singen zu dürfen.

Irmgard. Seht Ihr! — Das ist einer von seinen Streichen. — Laßt den Harfener eintreten. Er soll singen. — — Nun gebt acht, der Pfalzgraf hat ihn gestimmt.

Der Harfener. (tritt ein) Grüße Euch Gott, edle Frau, und schöne Fräuleins! durch des Herrn Pfalzgrafen und meinen Mund.

Luitgart. (vor sich) Mein Gott!

Irmgard. Schönen Dank! — Setzt Euch und laßt uns etwas hören.

Harfener. (setzt sich und stimmt) Wie Ihr befehlt.

Richsa. (vor sich) Ich bin doch neugierig!

Harfener. (spielt und singt)

Der edle Pfalzgraf Friedrich,
ein wackrer Herr gar löbelich,
sprach zu dem Harfner schöne
geh bringe Deine Töne,
dem edlen Fräulein dar,
schier aller Fehle bar.

Wie heißt das Fräulein wohlgemuth?
Sie ist aus hohen Stand und Blut,
sie ist gar züchtiglich und fein,
und ohne allen falschen Schein.

Wer sich des Fräuleins Minne freut,
bleibt froh in alle Ewigkeit,
sie ist so edel, froh und gut,
und ist aus hohen Stand und Blut.

Wär' ich doch nur ein Vögelein,
ich flög wohl in ihr Kämmerlein,
und zwitschert' ihrem lieben Ohr
viel trauliche Gespräche vor.

Und wär' ich flink als wie ein Reh,
ich eilte über Thal und Höh,
und eilte in ihr Kämmerlein,
da sollte meine Weide seyn.

Und wär ich nur ein warmer Wind,
ich rauschte zu ihr hin geschwind,
ich eilte in ihr Kämmerlein
zu spielen mit den Locken fein.

Das Fräulein ist so gut und hold,
ihr Lockenhaar ist lauter Gold,
das rollt von ihres Hauptes Höh
herab auf ihres Busens Schnee.

Ihr Augenpaar glänzt wie der Schein
von sanften Morgensternelein.
Die Wangen sind so rosenroth;
ich bin gefangen, gnad' mir Gott!

Das Fräulein liegt mir in dem Sinn,
ich wünschte mich wohl zu ihr hin,
bei ihrer Augen Feuerschein,
eilt' ich wohl in ihr Kämmerlein

Ich spräch: mein Liebchen sollst Du seyn
und ich bin Dein Geliebter fein,
schließ mich in Deine Arme weiß
und schenk mir hier ein Paradeis.

So spricht der Pfalzgraf Friederich;
dies sang Euch Meister Almerich,
das Fräulein dem's gesungen ward,
das heißt die schöne Luitgart.

Irmgard. Irmgard, Narr!

Harfener. Nein! Luitgart, Fräulein! So hat's der Pfalzgraf befohlen.

Irmgard.

Irmgard. Luitgart? — (lacht) Wieder so ein Spåschen in seiner Art. Er will mich eifersůchtig machen. — Schon gut! — Ja! wenn ich ihn nicht kennte den Schåkerer! — Also, — wirklich, Luitgart sagte er?

Harfener. „Luitgart von Stade, sagte er, die einzige, schône Tochter des Markgrafen, und fůr mich, die einzige schône Geliebte in der Welt.“

Irmgard. Sagte der Pfalzgraf?

Harfener. So sagte er, bei meiner Seele!

Irmgard. Der Spas ist zu stark! — Das soll er bůßen! —

Harfener. „Da ich nicht schreiben kann, sagte der Herr Pfalzgraf ferner, so singe dem Fråulein von Stade meinen Bindebrief zu.“

Irmgard. Den Bindebrief? *) — Das geht zu weit! — Nun so sing ihn, daß ich ihn hôre. Aber, wenn Du Scherz treibst —

Harfener.

*) D. i. Anwerbungs-Brief. Brief um Bewerbung der Liebe bei der Geliebten. Anbinden, heißt anfangen, beginnen.

Harfener. Gott bewahre! Meister Almerich kennt seine Pflicht. Ich bin geliebt und geehrt an fürstlichen und bischöfflichen Höfen und weiß, was ich zu thun, und was ich zu laßen habe. (spielt und singt)

Friedrich Pfalzgraf von Gottes Gnade!
grüßt freundlich das schöne Fräulein von Stade,
und thut ihr durch Meister Almerichs Mund,
sein höflich Begehren, als Bindebrief kund.

„Ich hab Dich erwählet, du hast mir gefallen,
ich liebe Dich herzlich Du Schönst' unter allen.
Ich wünsche Dich Liebchen gar freundlich zu sehn,
ich bitte um Minne und grüße Dich schön.

Thu mir nun Du Liebchen durch rosichten Mund,
thu mir nun mit Milde die Antwort auch kund,
und kannst Du mich lieben, so sag es mir frei,
und reich Deine Hand mir. Gott stehe uns bei.

Es bleibt Dir ergeben im Leben und Tod,
es theilt mit Dir willig wohl Freuden und Not,
Der Pfalzgraf von Sachsen, und führt dieses Jahr
willst Du ihn nur lieben, Dich froh zum Altar."

Irmgard. (springt auf) Der Pfalzgraf ist ein Narr, was er immer war. (verläßt in heftiger Bewegung das Zimmer) Wir wollen uns schon finden, Herr Pfalzgraf! Nur Gedult!

Luitgart.

Luitgart. (giebt dem Harfener einen Goldgülden) Hier, Meister Almerich. Geht nach Sommerseburg und sagt dem edlen Pfalzgrafen, er sey meinem Herzen sehr werth, und wenn er es redlich meine, so wiße er, wo mein Vater wohne. — Dann, wollten wir schon weiter mit einander sprechen.

Harfener. Segene Euch Gott! schönes Fräulein. — Das wird dem edlen Pfalzgrafen eine sehr willkommene Botschaft seyn. — Und wenn Ihr Hochzeit haltet, darf ich doch wieder kommen, Euch anzusingen?

Luitgart. Das sey Euch wohl vergönnt, Meister Almerich. Ich zahle Euch an meinem Hochzeittage 10 Pfund Heller, und schenke Euch einen neuen Hut und ein neues Wams.

Harfener. Gar zu gütig, schönes Fräulein! — Ich komme gewiß.

Luitgart. Ihr singt doch auch Romanzen?

Harfener. Gar schöne Romanzen und Lieder, kann ich singen.

Luitgart. So kommt! ich will Euch zu meinem Vater führen, dem sollt Ihr etwas singen, und er wird Euch wohl beschenken.

Meister Almerich hatte seine Sache so gut gemacht, daß ihm der Erzbischoff ein Schreibtäfelein mit Silber wohl eingefaßt, verehrte, und jeder Anwesende gab ihm reichlich. Der Markgraf wollte sich nicht übertreffen laßen:

„Meister Almerich! — sagte er; — Euere Lieder haben mir sehr wohl gefallen. Ihr seyd wohl schon weit in der Welt gewesen?“

Almerich. Ja wohl, lieber Herr! — Seit meinem zwanzigsten Jahre ziehe ich umher mit Harfenspiel und Sang und ergötze die Leute. Aber ich selbst habe noch nichts vor mich bringen können, als die Meisterwürde. Es geht gar zu viel auf Reisen auf. — Wenn ich alt werde, oder krank werden sollte, so weiß ich nicht, wie es mit mir werden wird.

Erzbischoff. Wie alt seyd Ihr jetzt?

Americh. Vier und dreissig. — Ich habe vor Kaisern und Königen gespielt und gesungen, mein Gesang hat sie lustig und froh gemacht, — aber, wenn sie mir eine Verehrung gegeben hatten, dachten sie nicht weiter an mich. Unsere Kunst kömmt von Gottes sonderbarer Gnade, denn nicht jeder Mensch mag sich der Gabe der Dichtkunst rühmen, und die blinden Heiden, haben die Sänger gar hoch geschätzt, aber bei uns — ersingt man sich nichts, als ein kümmerliches Alter.

Markgraf. Dieses kümmerliche Loos soll Dich nicht treffen, Meister, denn Deine Gesänge haben mir gefallen und Deine Reden haben mein Herz gerührt. Du sollst bei mir an meinem Hofe leben, gern gesehen und wohlgehalten werden. Jährlich gebe ich Dir zwei neue Kleider, Essen und Trinken vollauf, und auf Lichtmeß und Michael, sollst Du jederzeit von meinem Schatzmeister 10 Pfund Heller empfangen. Das soll Dir bleiben, Zeit Deines Lebens, damit Du Deinem Alter froh entgegen siehst.

Almerich. Edler Herr! wie kann ich —

Markgraf. Keinen Dank! Was ich thun will, thue ich nicht um des eigennützigen Dankes willen. Ich freue mich, daß ich Dich um mich haben kann. Du sollst mein Gesellschafter seyn, mit mir kosen und trinken und mir vorsingen, bis Du nicht mehr singen kannst, oder bis der Tod mir die Ohren schließt, Dich zu hören. — Ein Fürst, der Deine Wissenschaften nicht beschützt, — der mag sich selbst fragen, wie es mit seinem Kopfe aussieht.

Der erfreute Meister Almerich brachte dem Pfalzgraf Luitgarts Antwort kaum, als dieser sich sogleich auf sein Roß warf und nach Stade sprengte.

Friedrich. Gott zum Gruß, Herr Markgraf!

Markgraf. Schön willkommen, Herr Pfalzgraf!

Friedrich. Ihr werdet Euch wundern, daß ich schon wieder hier bin. Ich bin ein beschwerlicher Nachbar, nicht wahr?

Markgraf. Scherzt nicht! — Nochmals, willkommen! (schüttelt ihm die Hand) Setzt Euch. — Martin! schenk ein!

Friedrich. Ich danke, Herr Markgraf.

Markgraf. Was? — Ihr wärt ein Weinverächter?

Friedrich. Das nicht —

Markgraf. Ich wollt's Euch auch nicht rathen!

Friedrich. Aber — ich will nicht eher trinken, bis ich meine Worte angebracht habe. Ich bin in einer wichtigen Sache hier. — Wir müssen allein mit einander sprechen.

Markgraf. Allein? — Ich spreche mit niemand allein, der nicht erst einen Becher Wein mit mir getrunken hat.

Friedrich. (reißt das Schwerdt von der Seite) Ich will —

Markgraf. Bewahre Gott! so ist's nicht gemeint. Euer Schwerdt fürchte ich nicht, denn Ihr seyd ein ehrlicher Ritter, — aber, — es ist nun einmal so meine Gewohnheit, ehe man mir nicht Bescheid thut, ehe spreche ich nie mit einem Menschen allein. — Ich habe bemerkt, Herr Pfalzgraf, daß der Wein herzlichere Rede macht, und wer mit mir trinkt, und sich dennoch noch verstellen kann, vor dem schlage ich ein Kreuz, wie der Mönch vor dem Teufel. Wer bei dem Weine nicht offenherzig wird, — Herr Pfalzgraf! — der ist ein ausgemachter, ausgelernter Schurke. — Das geht Euch nichts an, aber da ich in der Welt nichts ohne Grund thun mag, so mag ich Euch auch denselben bei dieser Gewohnheit nicht verschweigen, damit Ihr mich nicht vor einen eigensinnigen Narren haltet.

Friedrich. Wohlgesprochen, Herr Markgraf! Wenn die Zunge nicht vom Weine gelöset wird, der ist auch mein Mann nicht. — (nimmt den Becher) Langes Leben und Gesundheit!

Markgraf. (winkt seinen Dienern sich zu entfernen) Es gilt! (Sie trinken) — Nun redet, Herr Pfalzgraf! was bringt Euch zu mir?

Friedrich. Die Liebe.

Markgraf. Oho!

Friedrich. Wollt Ihr mir Luitgarti zum Weibe geben?

Markgraf. Ob ich will? (nachdenkend) Ob ich Euch meine Tochter zum Weibe geben will? (trinkt)

Friedrich. Das ist die Frage. (trinkt)

Markgraf. (sieht ihn trinken; setzt ab) Ja! (trinkt fort)

Friedrich. (läßt den Becher fallen) Ja?

Markgraf. (stößt den leeren Becher auf den Tisch) — Laßt den Wein auf die Erde laufen! Ei! (fast ärgerlich) das ist nichts!

Friedrich. Ihr sagt Ja, und ich soll nicht selbst zu Boden stürzen?

Markgraf. Ist das nicht eine Herrlichkeit!

Friedrich. Also — Ja?

Markgraf. Ein ehrlicher Mann nimmt sein Wort nie wieder zurück. Ja! — versteht sich aber — daß Luitgart nichts dagegen hat. Ueber Zwang soll meine einzige Tochter nicht klagen.

Friedrich. Laßt sie herkommen.

Markgraf. Martin! Luitgart soll hieher kommen. — Götz! schenk ein. — Ich glaube, Ihr seyd Euerer Sache schon gewiß?

Friedrich. So ziemlich!

Markgraf. Nun! so hätte mein Nein! auch nichts gegolten. Meine Tochter muß mit ihrem Manne leben, nicht ich. Sie soll sich ihn also auch selbst wählen. (trinkt) Trinkt doch!

Friedrich. Kaum kann ich vor Freude noch sprechen. Luitgart soll leben! (trinkt)

Markgraf. Ihr seyd sehr hitzig! Lange darf man da die Hochzeit wohl nicht aufschieben?

Friedrich. Ach nein! — Laßt sie gleich seyn.

Mark=

Markgraf. Gemach! — das geht so geschwind nicht. Da wird's noch mancherlei Bedenklichkeiten vorher geben.

Friedrich. Aber, wie kann —

Markgraf. Still! sie kömmt.

Luitgart. (tritt mit einer Verbeugung gegen Friedrichen ein, und küßt ihrem Vater die Hand) Was soll ich, lieber Vater?

Markgraf. Geh, geh! — Nun komm Du mir auch noch mit Verstellung. Das habt ihr lange miteinander abgeredet. Da, nimm den Pfalzgrafen beim Kopfe, er will Dein Mann werden.

Luitgart. Mein Mann?

Markgraf. Dein Mann! — Verstell' Dich nicht, sag' ich! — Oder — willst Du ihn nicht?

Luitgart. Ich will —

Markgraf. Du willst nur so thun, als wolltest Du ihn nicht. Nun! schon gut! ich weiß ja! — Packt Euch fort, und sagt Euch, was Ihr wollt, wenn Ihr allein seyd.

Luitgart. 's ist also richtig?

Markgraf. Alles! — Morgen feiern wir die Verlobung, und in 12 Wochen ist Hochzeit. — Geht, geht! — Meister Almerich! denkt auf ein Hochzeitlied, und setzt Euch zu mir. Ich will Euch meine Heurathsgeschichte erzählen, und ihr singt mir ein Lied vom Waldbruder Gerhard, den der Teufel — (sieht sich um) Sind sie fort? — Ja! — Gut! Schenkt ein! Trinkt! —

Die bestimmten zwölf Wochen vergiengen, und der Hochzeittag kam herbei Der Markgraf gab ein Turnier bei dieser Gelegenheit, und das Schmaussen und die Lustbarkeiten dauerten drei volle Tage. Der Erzbischoff veruneinigte sich mit seiner Schwester und wohnte der Hochzeit bei. Irmgard gab ihre Hand einem Edelmann, und kam nicht zur Hochzeit. Es waren viele Gäste gebeten, und die meisten erschienen. Man lebte hoch auf Unkosten des

Schwiegervaters, und Friedrich führte seine geliebte Luitgart auf sein Schloß, geleitet von des Markgrafen Freunden und Vasallen, und eingeholt von seinen eigenen Lehensmännern, den Rittern und Adelschalken *) von Bodendorf, Hornhausen, Rappen, Schening, Schausen, Sommersdorf, Ummendorf, Spiegel und Wackersleven. Da gieng es wieder an ein Schmaussen, und Meister Almerich sang nie ein Lied mit leerem Magen.

In drei Vierteljahren war Friedrich Vater. Luitgart gebar ihm einen Sohn, der in der Taufe Albrecht genannt wurde. **)

Ein Jahr darauf wurde der Pfalzgraf Vater einer Tochter, die den Namen Adelheid ***)

N 5 empfieng,

*) Adelschalk, und Edelknecht, waren gleichbedeutende Worte. S. Lucä Grafen-Saal S. 141.

**) Dieser war der letzte seines Geschlechts, und starb nach einer zwanzigjährigen Ehe mit Luitgart von Henneberg Graf Poppo IV. Tochter, 1178. ohne Erben. Seine Gemalin starb 1220. im Kloster Troststat.

***) Sie starb, (ich weiß nicht in welchem Jahre) als Aebtissin von Quedlinburg. S. Melissantes Beschreib. der Bergschlösser in Teutschland. Frkf. und Leipz. 1721. S. 295.

empfieng, und dem gänzlichen Glück der zärtlichen Eheleute schien nichts mehr im Wege zu stehen. Sie liebten sich, und genossen die Seeligkeit eines vergnügten Ehestandes.

Dennoch zog sich ein Gewitter an ihrem Ehestandshorizont zusammen, ohne daß sie es vermutheten.

Die beleidigte und gekränkte Irmgard hatte weder Ruhe noch Rast, ehe sie die ihr angethane vermeinte Schmach gerächt hatte. Viele Versuche waren ihr deshalb schon fehlgeschlagen, aber endlich gelang ihr doch einer davon. Sie zog die Geistlichkeit in ihr Interesse, und es war um das Eheglück des geliebten Paares geschehen.

Die lieben Eheleute befahrten nichts, und siehe da! die Gefahr war vor der Thür.

Der Blitz kam über die Alpen. Man hatte ein päpstliches Interdikt ausgewirkt. Von Rom kam die Bulle des Papstes, und drinne hies es:

„Pfalz=

„Pfalzgraf Friedrich und sein Ehegemal Luitgart von Stade, sind im fünften Grade *) der Blutsfreundschaft miteinander verwandt; Wir trennen ihre Ehe, und geben ihnen hiermit den Scheidungsbrief, da wir nicht gestatten können, daß eine solche Ehe bestehen mag.“

Das war ein schrecklicher Schlag für die guten Leute, und Irmgard triumfirte auf Unkosten

*) Manchem möchte eine solche Ursach ein wenig zu weit hergeholt und unglaublich scheinen, aber es war damals wirklich so. Setzte man doch selbst deshalb dem Kaiser Konrad II. zu. S. Schmidts Gesch. d. Deutsch. II. Th. S. 211. „Damals — heißt es daselbst; — wußte man von keinen Dispensationen; die Kirchengesetze verboten die Ehe, so weit nur eine Anverwandtschaft erweißlich war.“ Und S. 160. Ebend. sagt der Verf. „Man überzog sich deshalb mit Krieg. — Gut war es noch, daß es damals keine Genealogisten gab, wie heutzutage, und daß man keine Stammregister hielt ꝛc.“ — Die Verwandtschaft im fünften Grade, war damals noch sehr nahe. — Wie sich die Zeiten ändern! — Die kostummäßige Vorstellung dieser Szene im Kupfer. S. in Westenrieders historischen Kalender, v. J. 1793. S. 6. 7.

kosten der Unglücklichen, denen Trennung das Schrecklichste war, was sie betreffen konnte.

Hartwig, Luitgarts Bruder, jetzt Probst zu Bremen, mußte ihnen die Scheidung selbst ankündigen, und der Erzbischoff Adelbert mußte auf Vollziehung der päpstlichen Bulle dringen. — Da half kein Zögern noch Zaudern, kein Bitten und Flehen, der Pfalzgraf mußte seine geliebte Gemalin von sich laßen.

Friedrich. Luitgart! mein Weib! mein theures Weib! — Ich drücke Dich jetzt zum letztenmal an meine Brust. — Hier liegt der Scheidebrief, des Papstes Interdikt — leb wohl!

Luitgart. Ach! mein theurer Gemal! — der Schmerz nimmt mir die Sprache. — Trennung von dem, was man liebt — o! es ist ein schrecklicher Gedanke! — Schrecklicher noch ist die Wirklichkeit. — Ach! meine Kinder! — O! die Barbaren zerreissen ein so fest geknüpftes Band, an welchem mein Herz hängt, das sich verbluten wird.

Friedrich. Leide und dulte! — Meinem Herzen wirst Du ewig theuer bleiben.

Luitgart. Und Du, dem meinigen.

Probst. Ich leide mit Euch. — Erschwert Euch den Abschied nicht. — Pfalzgraf! seyd ein Mann!

Friedrich. Wer möchte auch in dieser Lage ein Mann seyn? — Luitgart! mein Leben! — zieh hin. Hier hast Du Hand und Wort, Schwur und Eid — mein eheliches Bett, theilt keine andere wieder mit mir. Leb wohl!

Luitgart. Friedrich!

Friedrich. (zeigt ihr im höchsten Schmerz die päpstliche Bulle, und verläßt schnell das Zimmer) Leb wohl!

Luitgart. O mein Gott! — Kann das der Papst? — Unglücklich zu machen, dazu bedarf es weniger Gewalt, aber glücklich zu machen, das fordert mehr Gewalt und Macht als diese, die diesen Unglücksbrief ausgehen

lies. — Nun gut! — Er mag es auch verantworten. — Bruder! ich folge Dir.

Luitgart kam nach Stade zurück, trug ein halbes Jahr Trauerkleider, und kam wenig unter die Menschen. Das Gerücht trug ihr Schicksal umher, und allenthalben sprach man von der schönen Wittwe in Stade. Es geschahen viele Anwerbungen um ihre Hand, aber Luitgart wollte nichts von einem zweiten Manne wißen. Endlich aber — da Zeit und Langeweile ihre Thränen getrocknet hatten, kam eine Werbung, der sie doch so ganz nicht widerstehen mochte.

Erich *V.* König in Dännemark, seiner Gutheit und Sanftmuth wegen, das Lamm, genannt, schickte eine Gesandschaft nach Stade, und warb um die Hand der schönen Luitgart, deren Bildniß ihm ein irrender Ritter zugetragen hatte. Das war nun eine Botschaft, die man doch nicht so leicht von sich weisen konnte.

te. Deshalb hielt Luitgart Rath mit dem weisen Meister Almerich, der immer noch viel bei ihr galt.

Luitgart. Mein Vater lebt nicht mehr. Meine Brüder sind für diese ehrenvolle Vermählung. Meine Schwägerin sagt nichts dazu; und was sagt Meister Almerich?

Almerich. Was soll er sagen? — Das ist Eure Sache, schöne Frau.

Luitgart. Ich möchte aber dennoch Euere Meinung hören.

Almerich. Ihr sollt Königin werden, und ob Ihr es werden mögt, kömmt auf Euch an.

Luitgart. Damit sagt Ihr immer noch nichts.

Almerich. Warum nicht? überlegt's nur.

Luitgart. Ihr meint also —

Almerich. Ich meine, daß man die Kronen nicht auf dem Wege findet, und daß Ihr thun mögt, was Ihr wollt. Jetzt seyd Ihr geschiedene Pfalzgräfin, Frau ohne Mann, —

und in kurzem habt Ihr einen Mann, wo man Euch Frau Königin grüßen muß; versteht sich, wenn Ihr so gegrüßt seyn wollt.

Luitgart. Und, wenn ich nun wollte —

Almerich. So hättet Ihr gewollt. — Weiter läßt sich da nichts sagen.

Luitgart. Was würdet Ihr von mir denken?

Almerich. Was ich immer von Euch gedacht habe; alles was gut ist.

Luitgart. Wolltet Ihr mir wohl nach Dännemark folgen?

Almerich. Warum nicht?

Luitgart. Der König soll ein guter Mann seyn.

Almerich. Wie man allgemein sagt.

Luitgart. Sanftmüthig, edel und gerecht.

Almerich. So heißt es.

Luitgard. Und der Pfalzgraf —

Alme-

Almerich. Ist für Euch verloren. Dännemarks Krone liegt vor Euch. Ihr dürft nur zugreifen, so seyd Ihr Königin.

Luitgart. Königin? — Ein stolzer Titel!

Almerich. Ein schöner Titel! — Die Frau hat des Mannes Herz, und spielt mit seinem Szepter, wie mit ihrem Wedel, wenn sie will.

Luitgart. Wohl wahr!

Almerich. Freilich!

Luitgart. Aber — ich kenne den König nicht.

Almerich. Man lernt sich kennen.

Luitgart. Es gilt meine Hand —

Almerich. Und dennoch nicht Euer Herz.

Luitgart. Meine Ruhe, meine Glückseligkeit —

Almerich. Euere Zufriedenheit und hohe Ehre.

Luitgart. Das ist es!

Almerich. Freilich!

Luitgart. Die Großen des Reichs —

Almerich. Werden Euere Schönheit bewundern. Laßt sie auch Euern Kopf bewundern, Euer Herz verehren. — Dann, werdet Ihr Wunder sehen. Zeigt ihnen, daß Ihr werth und würdig seyd, ihre Königin genannt zu werden, und zu seyn.

Luitgart. Und das alles —

Almerich. Wär recht gut!

Luitgart. (schnell) Ich werde Erichs Weib —

Almerich. — und der Dänen Königin. Ich folge Euch nach Dännemark, wenn Ihr's haben wollt. Und, an meinem einfältigen Rathe soll's Euch nie fehlen, wenn Ihr — versteht sich! — ihn hören wollt.

Luitgart. Ich will, und werde.

Almerich. Segene der Himmel Euer Vorhaben! und — ich singe zum zweitenmal bei

Euerer

Euerer Hochzeit. — Der Papst hat Euch einen Pfalzgrafen geraubt, der Himmel giebt Euch, ihm zum Trotze, einen König. Ich dächte, vor der Hand wärt Ihr mit dieser Schadloshaltung zufrieden.

Luitgart. O ja!

Almerich. Nun, seht! so ist die Sache in Richtigkeit gebracht. (nimmt den Becher) Euer Wohlseyn, Frau Königin!

So folgte Luitgart nach einiger Bedenkzeit den Abgesandten des dänischen Königs, wurde von diesem sehr wohl empfangen, freundlich aufgenommen, und empfieng die dänische Krone in eben dem Jahr, in welchem ihr wackerer ältester Bruder, der letzte Beweibte seines Geschlechts, von den rebellischen Ditmarschen, in seiner eigenen Grafschaft erschlagen wurde. *)

*) „Anno 1144. Tunc interfectus est junior Rudolphus Stadensis in Ditmarsia in suo Comitatu."

Der Probst Hartwig zu Bremen, ihr Bruder, berichtete der Königin diesen Unfall, und Meister Almerich mußte seine ganze Beredsamkeit mit den Liebkosungen des Königs verbinden, ihr Trost zu geben.

Die Zeit, die mächtige Heilerin der Wunden, die Unglück und Zufall schlugen, war auch endlich so glücklich, die Königin ruhiger zu machen, und Meister Almerich, ihr getreuer Beistand und Rath, machte ihr begreiflich, daß man in einem fröhlichen Genuß die Verlängerung seines Lebens genießen müße, welches ohnehin schneller enteile, als man es wünsche. Luitgart folgte seinen Lehren, und suchte sich ihr Leben angenehm zu machen, und bei dieser Gelegenheit beschuldigte man sie manches übermäßigen Griffs in die Schatzkammer ihres Gemals.

Feste wechselten mit Festen, und eine Lustbarkeit verdrängte die andere. Der König lies sich das alles recht wohl gefallen, und seine Hofleute befanden sich wohl dabei.

Unter

Unter diesen war ein junger, edler und kühner Degen, Olaf, der die Stelle eines Hofjunkers der Königin begleitete. Dieser, bei dem ersten Anblick der neuen Königin entzückt, wurde von ihrem Betragen bezaubert, von ihren Reitzen entflammt, und verliebte sich endlich sogar recht herzlich in diese königliche Schöne. Daß dabei nicht viel Kluges herauskam, kann man sich leicht denken, — und die Königin merkte gar bald, mit welchem Winde der junge Herr segelte, aber sie lies sich gegen ihn nicht das geringste merken, wohl aber nahm sie ein ernsthaftes Betragen gegen ihn an, und hielt seine Kühnheit in den Schranken. Der junge Herr wollte verzweifeln, daß seine Souverainin gegen jedermann freundlich, und nur gegen ihn allein ernsthaft und gebieterisch war.

Es drückte und drängte, und lag ihm zentnerschwer auf dem Herzen. Er mußte sich Luft machen, und expektorirte sich deshalb zuerst gegen den ehrbaren Meister Almerich.

Olaf. Meister Almerich! Ihr seyd ein erfahrner Mann und Menschenkenner; seht Ihr mir nichts an?

Almerich. Was soll ich Euch denn ansehen?

Olaf. Ich bin traurig, sehr traurig!

Almerich. Das thut mir leid!

Olaf. Und — wißt Ihr auch wohl, warum ich traurig bin?

Almerich. Wie kann ich das wißen?

Olaf. Auch nicht rathen?

Almerich. Eben so wenig.

Olaf. Die Königin zürnt auf mich.

Almerich. Wie so? — Warum?

Olaf. Weiß ich es? — Mit jedermann spricht sie freundlich, aber mir macht sie oft Gesichter, daß ich fast fürchten muß, sie hat etwas gegen mich.

Almerich. Ich wüßte nicht was.

Olaf. Ich auch nicht; aber, dennoch ist es so und nicht anders. Sie grollt, und ich weiß nicht warum.

Alme-

Almerich. Ihr träumt!

Olaf. Nein, nein! — Ich kann unterscheiden. Sonst war sie nicht so. Ein Verdacht, ein Argwohn ist es, den sie gegen mich hegt, — und ich weiß mich doch nichts schuldig.

Almerich. So könnt Ihr ja ruhig seyn.

Olaf. Das kann ich nicht. Ich habe Gefühl, und es schmerzt mich, vielleicht von ihr verkannt zu werden.

Almerich. Auch Königinnen sind Weiber. Und Weiber — haben Launen.

Olaf. Nein! ihr Betragen gegen mich, ist mehr als Laune. — Ich kenne Weiberlaunen, aber —

Almerich. Habt Ihr etwa einmal etwas in Euerm Dienst versehen? — Sie ist sehr pünktlich.

Olaf. Ich wüßte nicht, was ich versehen haben könnte! —

Almerich. Ich kann Euch, wie dem nun seyn mag, über das Betragen der Königin, weiter keinen Aufschluß geben. Vielleicht, daß eins von ihren Hoffräuleins das eher vermag, als ich. — Da kömmt Fräulein Adelheid, wir wollen hören, ob sie uns etwa darüber belehren kann.

Adelheid. Worüber?

Almerich. Olaf ist in Verlegenheit, weil er bemerkt haben will, daß der Königin Betragen gegen ihn nicht ganz erbaulich ist.

Adelheid. Ja wohl!

Almerich. Wirklich?

Olaf. Nicht wahr?

Adelheid. Ei! wer auch das nicht merken wollte!

Almerich. So arg ist es also?

Olaf. Wie könnte ich sonst so ausser mir seyn? — Ich bin sehr traurig!

Alme-

Almerich. Aber — könnt Ihr denn nicht muthmasen, warum die Königin etwa auf unsern Olaf zürnt?

Ein Page. (kömmt) Meister Almerich! die Königin verlangt Euch zu sprechen.

Meister Almerich folgte dem Edelknaben zu der Königin, und Olaf sah ihm gedankenvoll nach.

Olaf. Schönes Fräulein! ich bitte, ich beschwöre Euch! wenn Ihr etwa um das fürchterliche Geheimniß wißt, das mir mit der Königin Ungnade droht, so sagt es mir. Bei der Liebe zu Euerm Geliebten beschwöre ich Euch: sagt es mir.

Adelheid. Ich habe keinen Geliebten, und mein Herz ist noch frei. Aber sagen will ich Euch — als Euere wahre Freundin sage ich es Euch! — Sucht nie mehr zu seyn, als der Königin Hofjunker, — nie mehr! — so ist alles gut. Lebt wohl! und denkt an diesen wohlgemeinten Rath. — Ihr schweigt? — Ein Beweiß, daß Ihr mich versteht. — Es bleibt

alles unter uns. Ein Wort im Vertrauen: man hat alles bemerkt.

Sie gieng und lies ihn bestürzt zurück. Er fühlte was sie sagen wollte, und gieng mit kurzen Schritten in mancherlei Betrachtungen vertieft, auf und ab, als sein Freund und Waffengesell Erichson sich ihm nahte, und ihn aus seinen Träumen weckte.

Erichson. So tiefsinnig?

Olaf. (seufzend) Wie Du siehst! — Ich bin beklagenswerth!

Erichson. Du?

Olaf. Ich bin unglücklich!

Erichson. Unglücklich? — Du? —

Olaf. Ich bin verloren!

Erichson. Mein Gott! was ist Dir, Olaf?

Olaf. Ich liebe.

Erichson. Muß man unglücklich seyn, wenn man liebt?

Olaf. Ich liebe ohne Hoffnung.

Erichson. So entschlag Dich Deiner Liebe.

Olaf. Zieht man auch die Liebe aus und an, wie einen Waffenrock?

Erichson. Wenn man will, o ja!

Olaf. Das ist keine wahre Liebe. — Meine Leidenschaft kennt keine Aenderung. Leiden kann ich, aber nicht entsagen.

Erichson. — Wenn ich recht gesehen habe, so war es das deutsche Fräulein Adelheid, mit der Du sprachst?

Olaf. Sie war es; der Königin Hoffräulein.

Erichson. Und — diese sollte —

Olaf. Diese soll nichts.

Erichson. Aber —

Olaf. Die Wände haben Ohren. (leise) Meine Liebe ist königlich.

Erichson. Wie? Du wagst es —

Olaf. Ich wage alles, und sollte ich sterben. Was ist mein Leben gegen meine Liebe?

Erichson. Du schwärmst! —

Olaf. Gieb mir eine Zunge, und verbiete mir zu reden. Laß mich meine Holde sehen, und verbiete mir sie zu lieben. Kannst Du das?

Erichson. Du stürzest Dich in's Unglück.

Olaf. Sey es, wie es sey! ich kann meiner Liebe nicht entsagen.

Erichson. Nun, so taumle Deinem Verderben entgegen, und steig triumfirend auf das Blutgerüst.

Olaf. Dahin könnte es kommen?

Erichson. Dahin muß es kommen.

Olaf. O! ich Unglücklicher! — Was soll ich beginnen?

Erichson. Meide die Gelegenheit. Entfliehe der Gefahr. Verlaß Dännemark, und

überlaß

überlaß es der Zeit, Deine Wunden zu heilen. — Folge dem Rathe der Freundschaft, höre mich, rette Dich.

Da kam Meister Almerich aus dem Gemache der Königin, und gieng auf Olaf zu.

Almerich. Die Königin wünscht —

Olaf. Was wünscht sie?

Almerich. — Ihr möchtet ihr den Gefallen thun —

Olaf. Was? —

Almerich. — und diesen Brief selbst an ihren Bruder, den Probst in Bremen bestellen, damit er desto sicherer in seine eigene Hände kommen möchte.

Olaf. Sogleich besteige ich mein Roß, und eile nach Bremen. Der Probst soll mir ein Zeugniß meines wohlbeschickten Botenamtes geben. (nimmt den Brief) Empfehlet mich der Königin, und lebt wohl! (geht)

Almerich. Erichson! — die Königin ernennt Euch zu ihrem Hofjunker.

Erichson. Mich?

Almerich. Euch; — und verlangt Euch sogleich zu sprechen.

Erichson. Der Königin Befehlen zu gehorchen, ist meine Schuldigkeit und Pflicht. Führt mich zu ihr. — Aber, Olaf? —

Almerich. Wird nicht vergessen werden. Der König braucht noch einen Jägermeister. Er wird bei seiner Rückkehr diese Stelle erhalten. — Glaubt mir, die Königin bleibt ihm in Gnaden gewogen, aber es ist nothwendig, ihm seine Hofjunkerstelle abzunehmen, um ihn vom Untergange zu retten.

Erichson. Ich weiß, was Ihr sagen wollt.

Almerich. Wirklich?

Erichson. Gewiß! — Olaf ist mein Freund, und ich, bin sein Vertrauter.

Almerich. Und Ihr könnt schweigen?

Erichson. Versteht sich! —

Almerich. Nun gut! — Ihr kennt den König. — Folgt mir zu der Königin.

So blieb die Sache vor der Hand, und selbst Erichson lobte bei sich selbst der Königin weise Vorsicht, denn ihr Gemal, so pflegmatisch er sonst auch war, verstand im Punkte des Eingriffs in seine Reichs- und Eherechte keinen Spas, und darum, war er gar nicht zu verdenken, sintemal es nicht jedes Mannes Sache ist, den gefälligen Ehemann zu spielen. — Olaf war nach Bremen geritten und indeßen, wurde er auf Ansuchen der Königin, von ihrem Gemal, zum zweiten Jägermeister ernannt. Diese Beförderung sollte zugleich eine Belohnung seiner bereitwilligen Dienste seyn, wie selbst der König es nicht beßer wußte, und jetzt, erwartete man seine Zurückkunft.

Meister Almerich saß eben in dem Vorsaal der Königin, spielte auf der Harfe, und sang dazu. Adelheid, mit der Kunkel beschäftigt, und Erichson ihr gegenüber mit untergeschlagenen Armen stehend, waren seine Zuhörer.

Da sang er:

Wer ketzerischen Glauben hat,
verachtet Kaiserlich Mandat,
wer Frawen schändt, schwächt eine Maid;
wer Siegel fälscht und schwört Meineid,
wer seinen Herren läßt in Not,
wer seiner Bettgenossin giebt den Tod,
wer bestiehlt Kirchen, Wittwen und Waisen,
wer unbesagt thut kriegen und reisen,
wer neu Zoll, Maut und Beschwerd aufricht,
wer ohne Ehe sitzt, oder Ehe bricht,
wer Fürkauf, Wucher, Wechsel treibt,
wer nicht in edlen Stämmen bleibt,
mit Heurathen, oder sein Geschlecht
nicht von vier Stämmen edel brächt.
Das seyn die zwölf Turnier Stück,
die der Kaiser ordnet mit Glück.

Adelheid. All gut! — Wenn nur alle darnach thäten.

Almerich. Menschen, sind und bleiben Menschen. Die Zeiten werden noch schlimmer,

und

und die Menschen noch unredlicher werden, als sie jetzt sind.

Adelheid. Du mein Gott! Ihr seyd kein guter Profet, Meister Almerich.

Almerich. Die Menschen und Zeiten werden immer schlimmer! — Glaubt mir, es wird eine Zeit kommen, wo diese Turniergesetze so viel als Nichts gelten werden, und selbst die Turniere werden auch einmal aufhören und ihre Endschaft erreichen. — Es ist nicht anders in der Welt. Wechsel und Vergänglichkeit sind da zu Hause.

Erichson. So mag's wohl seyn!

Almerich. So ist es. — Lanze und Kunkel werden mit der Zeit nicht mehr gebraucht werden und andern Werkzeugen weichen müßen. (spielt und singt)

Es ist doch sonderbar!
nichts bleibt so, wie es war.
Veränderung muß walten,
in Formen und Gestalten,
die Zeit geht schnell vorbei
und liebt kein Einerlei.

Adelheid. Einem gelehrten Meister muß man das wohl glauben, aber — es ist wirklich sonderbar!

Olaf. (kömmt herein) Grüß Euch Gott! allezusammen.

Almerich. Willkommen Olaf!

Olaf. Kann ich die Königin sprechen?

Almerich. Sie ist bei ihrem Gemal. — Ihr bringt doch Antwort von ihrem Bruder?

Olaf. Versteht sich. — Er hat mich wohl aufgenommen und gut bewirthet. — Wetter! die geistlichen Herrn trinken ein Glas Wein, das hat Feuer und Geist! — Rheinwein! —

Almerich. Aha! (spielt und singt)

Bacherach am Rhein,
Klingenberg am Main,
Würtzburg an dem Stein,
Laß die drei besten Weine seyn!

Adelheid. Der Herr Probst ist doch noch wohl auf?

Olaf. Das will ich meinen! — Der Erzbischoff ist krank, und er hat die beste Hoffnung ihm zu folgen.

Adelheid. Das glaub' ich wohl. Er wird sehr geliebt.

Olaf. Ein kreuzbraver Herr, bei meiner Ehre! — Es war ein deutscher Ritter bei ihm, der hies Jost von —

Adelheid. — von Rapp?

Olaf. Ja, so hieß er?

Adelheid. Wie lebt er?

Olaf. Wohl. — Er befahl mir tausend Grüße an Euch. Ihr kenntet einander recht wohl, sagte er.

Adelheid. Ach ja!

Erichson. Ist er etwa gar ein Liebhaber von Euch?

Adelheid. Wer mag das wißen?

Olaf. 's mag wohl so etwas seyn!

Erichson. Wirklich?

Olaf. Ja, ja! — Er erkundigte sich gar zu angelegentlich nach der schönen Adelheid. Er kömmt hieher.

Erichson. Hierher?

Adelheid. Wie? —

Olaf. So sagte er.

Adelheid. Wenn?

Olaf. Bald. In drey oder vier Wochen.

Adelheid. Das wär! — Was will er hier?

Olaf. Das hat er mir nicht anvertraut.

Erichson. Er wird — — Still! Die Königin kömmt!

Olaf. Gnädigste Frau —

Luitgart. Ah! sieh da Olaf! — Glücklich zurück von Bremen?

Olaf. Hier ist mein Beweiß. (giebt ihr einen Brief) Der Herr Probst —

Luitgart. Ist doch noch wohlauf?

Olaf. O ja! — Er wird bald Erzbischoff seyn.

Luitgart. So? — Ist Adelbert krank?

Olaf. So ist es.

Luitgart. Olaf! wir — ich und mein Gemal, — sprachen so eben von Euch. Ihr seyd zweiter Jägermeister. Ich danke Euch für Euere Mühwaltung, und bleibe in Euerer Schuld. (geht in ihr Gemach)

Adelheid. (folgt ihr)

Olaf. (nach einer Pause) Ich Jägermeister? — Ich? — ha! ich verstehe! — — Wer ist jetzt Hofjunker der Königin?

Erichson. Ich.

Olaf. Du? — Du? — Und ich, Jägermeister? — Ei, ei!

Almerich. Steht Euch das nicht an?

Olaf. Warum nicht?

Adelheid. (kömmt aus dem Gemach der Königin) Meister Almerich, und Ihr, Herr Hofjunker, sollt zur Königin kommen. (sie gehen)

Olaf. Da gehen sie hin! hin zu ihr — und ich — werde allein gelassen. — Erichson! treuloser Freund! — Das hab' ich nicht um Dich verdient. — Pfui! das ist schändlich! — Jetzt geht mir ein Licht auf. Das war es also! — Nun hat sie ihn gewählt den Mann nach ihres Herzens Wunsch, der ihr die Zeit verkürzen soll. Ihn — ihn! — Vortreflich! — Nun Herr Jägermeister, geh' er zu seinen Falken, und bekümmere er sich um weiter nichts! — Meint ihr? — So wollten sie es haben. Das war ihr Wille. Auf meine Unkosten haben sie gespielt. Aber, nur ruhig! bei Gott! ihr sollt das Spiel verlieren. — Das ist Heimtücke! Das ist Verrätherei! — Mich sollt ihr nicht zum Narren haben, davor stehe ich. Ich werde euch beobachten, und wenn ich —

Erichson. (kömmt zurück) Nun! von was unterhältst Du Dich denn mit Dir selbst?

Olaf.

Olaf. Von treulosen Freunden. Von schlechten Menschen, wie Du einer bist.

Erichson. Olaf! — Bist Du bei Sinnen?

Olaf. Nein!

Erichson. So mag ich auch nicht mit Dir reden.

Olaf. Du sollst!

Erichson. Wenn ich nun nicht will? — Rasenden und Sinnlosen, gehe ich aus dem Wege.

Olaf. Spotte auch noch, Elender!

Erichson. Wahrlich! Du bist wahnwitzig.

Olaf. So ist es Dein Werk, wenn ich es bin. Du hast den Namen der Freundschaft entweiht, Du hast mich betrogen, hintergangen, schändlich überlistet; geh mir aus den Augen, Heuchler!

Erichson. Du siehst, ich bin gelaßen. —

Olaf. Weil Du Dich getroffen fühlst. Weil Du das Bewußtseyn Deiner Schuld mit Dir herumträgst.

Erichson. Unsinn!

Olaf. Unsinn? — Mir das?

Erichson. Ich merke, wo Du hinaus willst. Du irrst Dich. Du beleidigst mich.

Olaf. Hab' ich das?

Erichson. Das hast Du.

Olaf. Beleidigung fordert Genugthuung. Du sollst sie haben. (zieht das Schwerdt) Zieh!

Erichson. Olaf! so weit —

Olaf. Zieh! oder ich stoße Dich nieder.

Erichson. Das kannst Du thun. Ich ziehe nicht gegen Dich.

Olaf. Verachtung?

Erichson. Narr!

Olaf. Narr? — Tod und Teufel! zieh!

Erichson. (hängt sein Schwerdt ab und wirft es in eine Ecke) Gegen jeden, nur nicht gegen Dich.

Olaf. Nicht gegen mich?

Erichson. Nie, so wahr ich lebe!

Olaf. Betrug, Spott, Verachtung — und keine Genugthuung? — Du bist des Todes! — Nimm Dein Schwerdt und steh mir, oder ich schlage Dich zu Boden, Verräther!

Luitgart. (sieht aus dem Gemach) Was ist das?

Adelheid. (springt heraus) Mein Gott!

Almerich. (fällt Olaf in den Arm und entreißt ihm das Schwerdt) Rasender!

Olaf. (kniet nieder) O! meine Königin! — Ihr macht mich unglücklich!

Luitgart. Wache!

Erichson. (kniet nieder) Königin! — Er ist mein Freund!

Luitgart. Hauptmann! führt den Jägermeister Olaf ins Gefängniß.

Erichson. Gnädigste Königin!

Luitgart. Er hat den Burgfrieden gebrochen, er hat vor meinem Zimmer das Schwerdt gegen meinen Hofjunker gezogen, über ihn ergehe was recht ist.

Sie gieng in das Gemach zurück. Der Hauptmann der Leibwache führte Olaf fort. Schrecken benam allen die Sprache.

Die Königin, welche von Olafs Kühnheit noch manche Auftritte dieses Schlags befürchtete, wünschte ihn vom Hofe entfernt zu wißen. Es wurde Gericht über ihn gehegt und nach Recht und Sitte, ob des gebrochenen Burgfriedens, ihm das Leben abgesprochen, aber die Königin, brachte es dahin, daß ihr Gemal dieses Urtheil in eine zwanzigjährige Verbannungs-

nungsstrafe verwandelte, und Olaf mußte das Reich meiden.

Erichson legte seine Hofjunkerstelle nieder und zog nach Norwegen, seinem Freunde nach, wo sie beide von dem König wohl aufgenommen wurden.

Kurz darauf, kam Herrmann Graf von Wintzenburg an den Dänischen Hof; ein schöner und tapferer Mann. Der König gewann ihn lieb, und die Königin noch lieber. Halbe Tage verplauderten sie zusammen und kamen nach und nach einander immer näher. Da entspann sich denn sonach unvermerkt eine Liebschaft zwischen beiden, die allgemach von den Hofleuten bemerkt wurde, und endlich gar nicht mehr zweifelhaft blieb.

Die Hofleute und Stände des Reichs waren der Königin schon längst nicht mehr gewogen,

gen, und beschuldigten sie der Verschwendung öffentlich. Auch legten sie ihr zur Last, daß sie den König verführt habe, die alten Güther, von welchen sonst die Soldaten bezahlt wurden, gegen seinen Feind Olas zu vergeuden. Dennoch konnten sie ihr nichts anhaben, denn der König war ganz in ihrer Gewalt. Umsonst suchten sie den König von ihrer Untreue gegen ihn zu überreden und ihre Vertraulichkeit mit dem Grafen Herrmann zu entdecken. Das half alles nichts, der König gab keiner Anklage Gehör.

Da nun gar nichts helfen wollte, und die Dänen dennoch ihre Königin gern los seyn mochten, schlugen sie einen andern Weg ein, der nach damaligen Sitten und Gebräuchen, gangbarer als andere Wege, war.

Wahrlof, ein rüstiger Däne und starker Kämpe, trat öffentlich bei königlicher Audienz und vor dem ganzen Hofe auf, beschuldigte die Königin verbotener Liebe mit Graf Herrmann, und erbot sich, vier Wochen lang, die Wahrheit seiner Anklage, mit Lanze und Schwerdt,

im Kampf auf Leben und Tod, gegen jedermann zu erweisen, der das Herz hätte seine Angabe zu verneinen.

Da konnte nun der König nicht anders, so leid es ihm, und so ungern er es auch that, er mußte die Königin und den Grafen wohl verwahren laßen und das Ende der Sache abwarten.

Oeffentlich wurde in der Stadt und in dem Reiche die Anklage Wahrlofs nebst den Kampfbedingungen bekannt gemacht, und drei Wochen giengen hin, ohne daß sich ein Kämpe fand, der es gewagt hätte der Königin Unschuld zu vertheidigen. — Verstrich die vierte Woche eben so, so mußten beide, Luitgart und Herrmann, sterben.

In dieser Not sendete Adelheid Boten an den Probst, der Königin Bruder, nach Bremen, und bat ihn, etliche deutsche Ritter zu bewegen, die Unschuld seiner Schwester kämpfend zu beweißen. Aber die vierte Woche war beinahe verstrichen, und noch fand sich kein deutscher Ritter ein, dem Ankläger Wahrlof

im Kampfe zu bestehen. Schon triumfirten er und der Königin Feinde über den guten Ausgang ihres glücklichen Unternehmens, und der König war sehr verlegen.

Wie es der Königin und ihrem Geliebten zu Mute war, kann man sich denken.

Da erschien am letzten Tage der bestimmten Zeit, ein Ritter in schwarzer Rüstung in dem Burghofe, und forderte mit lauter Stimme den Ankläger Wahrlof zum Beweise seiner Anklage, zum Kampfe auf Leib und Leben in die Schranken. Dieser folgte ohne Bedenken, und als die Kampfrichter sich gesetzt hatten, und die Trompeten das Zeichen gaben, rannten beide mit scharfen Lanzen aufeinander los — und der schwarze Ritter von Wahrlof hart getroffen, stürzte vom Rosse in den Sand.

„Wahrlof, ist Sieger!" ertönte es aus dem Munde der Kampfrichter.

Du bist überwunden! — rufte Wahrlof seinem Gegner zu — Ich schenke Dir das Leben. Wer bist Du?"

Mit diesen Worten zog er seines Gegners Helmvisir auf, und erkannte in demselben den verbannten Olaf.

Wahrlof. Wie? Olaf hier?

Olaf. Der verbannte, der überwundene Olaf. — Laß mich sterben, für meine Königin.

Wahrlof. Meine Diener sollen Dich geleiten. Du bist ein Verbannter; reitze nicht des Königs Zorn. Um des Weibes willen bist Du verbannt, die den König in Schimpf und Schande, und unser Reich ins Verderben zu bringen sucht. — Wie gut Du es auch gemeint haben magst, siehe! der Himmel hat gegen Dich entschieden. Die Königin und ihr Bule müßen sterben.

„Noch nicht!" schrie ein Ritter, der so eben vor den Schranken hielt.

Wahrlof. Du kömmst —

Ritter. Ich komme, mit Dir zu kämpfen, und Dir die Falschheit Deiner Anklage mit Lanze und Schwerdt zu beweißen. Laß die Schranken öfnen, meine Ungeduld dultet keine Scheidewand.

Wahrlof. Du bist sehr ungedultig, und ein Fremder, wie es scheint.

Jost. Ein deutscher Edelknecht bin ich. Jost Rapp ist mein Name. Ich komme der Königin Unschuld zu vertheidigen.

Wahrlof. Nun so komm! — Oeffnet die Schranken. —

Jost ritt ein, und stellte sich seinem Gegner gegenüber. — Die Trompeten gaben das Zeichen, sie stürzten aufeinander los, und in tausend Splittern flogen die Lanzen umher. Keiner wankte im Sattel. — Da merkte Wahrlof wohl, daß er einen handfesten Gegner vor sich habe, sprang, wie jener, vom Pferde, und zog das Schwerdt.

Schlag auf Schlag begegneten sich die Kämpfer, und bei dem zehnten Hiebe zersprang

Josts Klinge an dem Schilde des Dänen. Da zog er seinen Dolch, warf das Schild von dem Arme, unterlief den Dänen mit der größten Geschwindigkeit, stürzte ihn zu Boden, und schwang siegreich seine Wehre über der Gurgel Wahrlofs.

Der König rufte: „Gnade für Wahrlof! der deutsche Rittersmann ist Sieger, und die Königin ist nebst dem Grafen gerechtfertiget!“

Jost schenkte dem Dänen das Leben, seine Freunde waren verdrüßlich, und die Königin wurde nebst dem Grafen ihrer Haft entlassen.

Adelheid fiel Josten um den Hals, Graf Herrmann versprach ihm, ein Schloß zu schenken, und die Königin gab ihm eine goldene Kette von ihrem Halse.

In diesem Augenblick ritten einige Reisige und Trompeter in den Schloßhof, und brachten der Königin die angenehme Nachricht von der einstimmigen Wahl ihres Bruders des Probsts Hartwig, zum Erzbischoff von Bremen.

Die Königin nahte sich ihrem Gemal vor dem versammelten Hofe, und bat ihn um Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückziehen zu dürfen. Die Reichsstände lobten ihren Entschluß, — und der König willigte ein, machte aber auch zugleich bekannt, daß er gesonnen sey, seine Krone niederzulegen, und sich als Mönch in das Kloster Othensee zu begeben. Diesen Vorsatz führte er auch aus, und starb kurz darauf. *)

Luitgart war indeßen glücklich mit ihrem Geliebten und ihrem Gefolge in Bremen angekommen, wo Fräulein Adelheid dem tapfern Jost ihre Hand reichte.

Der neuerwählte Erzbischoff lies es an Festen nicht fehlen, und seine Nachbaren sprachen fleißig bei ihm ein.

Einst fügte sich's, daß Pfalzgraf Friedrich zu Unterzeichnung einer feierlichen Handfeste nach

*) Im Jahr 1147.

nach Bremen von dem Hollsteiner Grafen eingeladen wurde, da nahm er seine Kinder mit sich, kam in des Erzbischoffs Wohnung, und suchte Luitgart auf.

Friedrich. Verzeiht, gnådige Frau! — Die Kinder wollten gern einmal ihre Mutter sehen.

Luitgart. O! meine Kinder! (umarmt und küßt sie) Albrecht! Adelheid!

Albrecht. Du bist unsere Mutter?

Adelheid. Du?

Luitgart. Ich, meine Kinder!

Albrecht. Und Du bist nicht bei uns? nicht bei unserm Vater, der so oft von Dir spricht?

Luitgart. O Pfalzgraf! (weint) Ich war nicht werth Euere Gattin zu seyn! — Der Himmel liebte Euch, und trennte uns.

Albrecht. Komm mit uns, liebe Mutter! nach Sommerseburg, da sollst Du mich reuten und balgen sehen.

Adelheid. Und ich, kann recht schön beten.

Luitgart. (weint heftiger) Kinder! — Ihr brecht mir das Herz!

Adelheid. Warum weinst Du, liebe Mutter? Was fehlt Dir? Weine nicht, ich will für Dich beten.

Albrecht. Wer hat Dich beleidigt? Sag mir's nur. Sobald ich des Vaters großes Schwerd führen kann, will ich Dir schon Recht verschaffen.

Luitgart. Das ist zu viel! — Pfalzgraf! Ihr habt es gut gemeint, aber ich habe des keinen Gewinn. — O! gebt den Kindern eine gute, andere Mutter.

Friedrich. Ich habe bei unserer Trennung geschworen, kein zweites Weib an meine Seite zu legen, ich werde mein Wort halten. — Aber, ich will Euch nicht länger beschwerlich fallen —

Luitgart. Was sagt Ihr da? — Laßt mir die Kinder hier.

Friedrich. Nein! die müßen noch heute wieder mit mir fort. Wie möcht' ich gern leben, wie möcht' ich gern daheim hinter den Mauern meiner Burg stecken, wenn ich die Kinder nicht hätte? Sie sind mein bester Schatz. Ihr würdet sie zwar auch lieben, aber, da König Ehrich entschlafen ist —

Luitgart. Tod? — König Ehrich, mein Gemal, tod?

Friedrich. So eben ist die Botschaft angekommen, und wartet auf Euch —

Luitgart. Schon tod?

Friedrich. — so werdet Ihr doch auch wohl Euch zum Drittenmal wieder verheurathen, und diese Kinder haben schon einen Vater, der sie so zärtlich liebt, wie keiner sie lieben kann. —

Luitgart. Pfalzgraf! Ihr treibt ein böses Spiel mit mir.

Friedrich. Nicht doch! — Sonst war Euch jedes Spiel angenehm, das wir mit einander trieben. Ich glaube auch, Ihr habt mich damals wirklich geliebt.

Luitgart. So wahr meine Seele lebt!

Friedrich. Nun gut! — und Vater dieser Kinder, bin ich gewiß. Nicht wahr?

Luitgart. Pfalzgraf! dieser Verdacht —

Friedrich. Verzeiht! Ich weiß ja wohl, daß es viele böse Menschen und Verläumder giebt, die —

Luitgart. Gott! wie tief bin ich gefallen! — Herr Pfalzgraf! (nimmt ihn bei der Hand und hebt sie feierlich mit der ihrigen gen Himmel) So wahr ich dort Vergebung meiner Sünden hoffe, Ihr seyd Vater dieser Kinder! (verbirgt ihr Gesicht in ihr Schnupftuch)

Friedrich. Gott sey Dank! — Herzensdank auch Dir, Luitgart! die einst mein Liebstes, mein Alles war. Sie haben uns getrennt, und — die Welt trägt böse Menschen! — aber, ich glaube Dir; eine Heuchlerin warst Du nie. — Gott segene Dich! — — Kinder! nehmt Abschied von Eurer Mutter.

Adelheid. (traurig) Leb wohl liebe Mutter!

Albrecht. (schüttelt treuherzig ihre Hand) Leb wohl, und weine nicht. Der Vater thut Dir nichts zu leid.

Luitgart. (umarmt und küßt sie weinend, reißt sich schnell los und eilt davon) Lebt wohl!

Friedrich. Kommt Kinder! nun wollen wir wieder auf unsere alte Burg. Ihr habt keine Mutter mehr, aber einen Vater, der Euch liebt. Man hat mir mein Weib genommen, aber Euch soll man mir nicht rauben. Kommt nach Sommerseburg! ich will auch einmal mit Euch weinen, wenn wir allein sind, und wenn es kein Mann sieht. Kommt! kommt!

Diese Szene hatte tiefen Eindruck auf Luitgarts Herz gemacht, und in dieser Stimmung empfieng sie die Botschaft von ihres Gemals des Königs der Dänen, Tode.

Graf Herrmann verfolgte sie in ihr Gemach, wo sie jetzt vielleicht gern allein gewesen wär.

Graf. Ihr weint, schöne Frau?

Luitgart. Ich sah und sprach meinen ersten Gemal und meine Kinder. Dieser Auftritt erschütterte mich sehr. Man bringt mir die Botschaft von dem Tode meines zweiten Gemals; — würdet Ihr ein Weib schätzen können, die bei solchen Vorgängen und Nachrichten kalt bleiben könnte?

Graf. Nein!

Luitgart. So laßt mich immer weinen. Den Werth deßen, was man verliert, kennt man. Die Zukunft deckt ein Schleier.

Graf. (ergreift ihre Hand) Ich will meine Luitgart trösten. Ich hoffe sie glücklich zu machen. Ich werde geliebt? —

Luitgart. Gewiß!

Graf. Ich ehre Sitten und Gebräuche. Trauert um Euern erblichenen Gemal so lange

es Euch Herz und Wohlstand gebieten. Aber, wenn diese Zeit verstrichen ist, so erlaubt mir zu fragen: Luitgart willst Du auch wohl Deines Geliebten Weib werden?

Luitgart. Herrmann! Du bist meinem Herzen theuer; Du bist ein edler Mann!

Graf. Gehabt Euch wohl! schöne Frau. Ich halte Wort. — Wenn ich wieder komme, hoffe ich Euch ruhiger zu sehen.

In ihren Wittwenstand wußte Luitgart sich nach und nach wohl zu schicken, aber ihre Kinder konnte sie nicht vergessen. Ihr Wunsch war, sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Sie nahm sich vor, selbst nach Sommerseburg zu gehen und führte ihr Vorhaben aus.

Begleitet von Reisigen ihres Bruders, kam sie vor der Burg ihres ersten Gemals an.

Hoch schlug ihr Herz als sie sich den bekannten Gegenden und Mauern näherte. Sie erin-

nerte sich so vieler hier glücklich verlebten Stunden, und ihr Gefühl wurde laut.

„Ist auch hier wohl — begann sie, — ein Plätzchen, ein Baum, ein Strauch, ein Stein, der nicht Zeuge meines Glücks als Friedrichs Weib, war? — An diesem Erlenbache irrte ich oft lustwandelnd mit ihm. Unter dieser Eiche saßen wir traulich zusammen. An diesem Hügel lagen wir Arm in Arm. O Zeugen meines Glücks! bekannte, ehrlicher, treuer Liebe heilige Oerter! seyd mir gegrüßt, gesegnet! geheiliget hat euch unsere innige Liebe."

Da ertönten Jagdhörner. Die Burgbrücke fiel. Knappen kamen aus dem Schlosse und an ihrer Spitze ritt Konrad ein wackerer Alter, des Pfalzgrafen Rüstmeister.

Luitgart. Konrad! — Alter, ehrlicher Konrad! — Kennst Du mich nicht mehr?

Konrad. Wie? darf ich meinen Augen trauen? — Seyd Ihr es, gnädige Frau?

Luitgart. Ich bin es.

Konrad. Seyd herzlich gegrüßt von dem alten Konrad! — Gebt mir Eure Hand. — Was sucht Ihr hier bei uns?

Luitgart. Meinen Friedrich, meine Kinder will ich sprechen.

Konrad. Der Pfalzgraf ist auf der Jagd, wir reuten ihm nach. Er soll's gleich erfahren, daß Ihr hier seyd. Die Kinder sind im Schlosse. Reutet ein. — Martin! Götz! reutet zu, und sagt unserm Herrn, er solle kommen einen lieben Gast zu sprechen. — Seyd tausendmal willkommen! —

Die Knappen sprengten davon und Luitgart ritt mit ihrem Gefolge in Sommerseburg ein.

Albrecht. Du mein Gott! — Schwester Adelheid! komm! komm! die liebe Mutter ist da. — Ach! wie freue ich mich!

Luitgart. (drückt ihn küssend an ihre Brust) Mein Kind! mein Albrecht!

Adelheid. (kommt gesprungen) Willkommen, liebe Mutter! — Bleibst Du nun bei uns?

Luitgart. Wie gern, wollte ich, wenn ich dürfte!

Adelheid. Wills der Vater nicht haben? — Ich will ihn recht sehr bitten, Dich bei uns zu behalten.

Luitgart. Ach nein, Kinder! der Vater darf mich nicht bei sich behalten.

Albrecht. Er darf nicht? Er ist ja Pfalzgraf, und hat viel zu befehlen.

Luitgart. Aber dies nicht.

Albrecht. Konrad sagte, ein mächtiger Priester wohne in Rom, das sey eine große, große Stadt! und der habe Dich von dem Vater getrennt. Ist das wahr?

Luitgart. Wohl wahr!

Albrecht. Ach! der Mann muß keine Kinder haben, die ihn so sehr lieben, wie wir Dich lieben, gute Mutter.

Luitgart. Nein, er hat keine Kinder.

Albrecht. Das dachte ich doch gleich. Es muß ein hämischer Kerl seyn! — Laß mich nur groß werden, ich will ihm den Kopf schon zu rechte setzen. — „Höre Du, Priester von Rom, — will ich sagen; — Du sollst ein mächtiger Mann seyn, sagt unser, alter, guter Konrad, Du sollst die Schlüssel zu Himmel und Hölle haben, aber, ein gutes Herz, hast Du gewiß nicht, denn Du hast meinem Vater und uns armen Kindern, unsere liebe Mutter entrißen, das ist nicht fein!" — Der Vater hat geweint —

Luitgart. Geweint? Euer Vater?

Adelheid. Ja! gar sehr hat er geweint.

Albrecht. Als wir von Bremen kamen. Und des Nachts hat er im Bette geseufzt: ich habe mein Weib verloren! mein gutes Weib! — Ach! das hat mich sehr gejammert.

Luitgart. Du lieber Junge!

Albrecht. Und dann, sage ich zu dem mächtigen Priester in Rom. „Ich bin eines Pfalzgrafen Sohn, und mein Vater, ist ein edler deutscher Ritter, sagt Konrad; gieb uns die Mutter zurück, oder ich ziehe mein Schwerd gegen Dich hartherzigen Mann.“ — Ist es so recht, Konrad?

Konrad. Du wirst ein braver, deutscher Ritter werden. — Ach! gnädige Frau! da fällt mir der wackere Edelknecht ein, der in Rom dem Erzbischoff von Salzburg zu Leibe rückte. Als Kaiser Heinrich den Papst gefangen nehmen ließ, erhob der geistliche Herr ein großes Geschrei, aber Heinrich Kopf von Kaufring am Lech zog sein Schwerd und hätte den geistlichen Herrn gewiß auf ewig den Mund gestopft, wär ihm nicht der Kaiser selbst in den Arm gefallen. *) — Das war eine Szene, die ich nie vergessen werde!

Albrecht.

*) Eine wahre Begebenheit, die den Lesern der Kaiser- und Reichsgeschichte, vom Jahr IIII nicht unbekannt seyn kann. Eine schöne Abbildung dieser Szene findet man in Westenrieders Histor. Kal. v. J. 1793. S. 212.

Albrecht. Das war schön! — So etwas, kann mir gefallen.

Luitgart. Du mußt nicht zu rasch, nicht zu zornig seyn, Albrecht.

Albrecht. Ei! was da! — Warum geht man so schlimm mit uns um! — Nicht wahr, Du wärst noch bei uns, wenn der römische Priester nicht da wär? Der Kaplan sagt, er sey des Herrn Christus Statthalter; aber, da hat der liebe Herr sich keinen guten Diener gewählt.

Kaplan. (kömmt) Soll ich staunen oder nicht? Soll ich mich freuen oder nicht?

Albrecht. Freilich! freuen! — Mit uns müßt Ihr Euch freuen.

Kaplan. Was bringt Euch zu uns?

Luitgart. (zeigt auf die Kinder) Könnt ihr wohl darum eine Mutter fragen?

Adelheid. Du bist ja eine Königin geweßen, liebe Mutter, seit Du nicht bei uns warst, sagte meine Wärterin.

Luitgart. Leider!

Albrecht. Nicht wahr, Pfalzgräfin, warst Du lieber?

Luitgart. Ach ja! Gott weiß es!

Kaplan. Ich bedauere herzlich, daß der Verlust Eures königlichen Gemals, uns Euch in diesen Wittwen-Kleidern zuführt. — Aber, ich hoffe, der Himmel wird Euch diesen Verlust tausendfach vergüten.

Albrecht. Euer Priester in Rom, taugt nichts, das macht mir nicht weiß. Jetzt fühle ich es doppelt, daß er gar nicht gut gehandelt hat, uns unsere liebe Mutter zu nehmen. Ich will ihn aber gewiß zur Rede setzen!

Da trat der Pfalzgraf ein — Konrad und der Kaplan zogen sich zurück.

Friedrich. Luitgart! — Warum das?

Luitgart. Meine Kinder! —

Friedrich. Sonderbar!

Luitgart. Die Mutter, sehnte sich ihre Kinder zu sprechen; wer kann das sonderbar finden? — der Vater?

Friedrich.

Friedrich. Ach nein! der Vater nie.

Luitgart. Friedrich! — Siehst Du dort jenen Apfelbaum in dem Schloßgarten. Dort sagte ich Dir zum erstenmal: Friedrich! ich werde Mutter werden. — Du erinnerst Dich doch noch?

Friedrich. (seufzt) Ach ja! (innig) O! diese glückliche Stunde! — Dort ist die Rosenlaube —

Luitgart. O! diese Laube! — Sie war unsers Glücks Vertraute. — Dort, jener Bach, auf der Wiese, jene Buchenhecke, der Tannenwald, die Felsenhöle —

Friedrich. Hör auf! hör auf!

Luitgart. Jener Eichenbaum, diese Linde —

Friedrich. Mein Herz blutet!

Luitgart. Auf jenem Hügel flochtest Du mir einen Kranz von Thimian und Eisenkraut, als ich das erstemal wieder nach Albrechts Geburt mit Dir lustwandelte.

Friedrich. Ende! ende! — Warum willst Du mich so sehr betrüben?

Luitgart. Betrüben? Nein! das will ich nicht. Die Rückerinnerung jener glücklichen Zeiten, soll Dich nicht betrüben. Ich segene jene köstlichen Stunden. Sie sind auf immer dahin, und werden nie wiederkehren.

Friedrich. Nie! nie! — O! Priester! Priester!

Albrecht. Der Priester in Rom ist ein schadenfroher Mann! — Aber, laß mich nur über ihn kommen!

Kaplan. (winkt ihm zu) Albrecht! Pfui!

Albrecht. Der Mensch taugt nichts! sage ich und bleibe dabei.

Friedrich. Seit langer Zeit, seyd Ihr heute meine liebste Tischgenossin, gnädige Frau. Aber fröhlich, werden wir wohl nicht seyn.

Luitgart. Ach ja! Pfalzgraf. Wir wollen es seyn, und nach Tische, wollen wir zu

allen Oertern wallfahrten, die uns sonst lieb und angenehm waren.

Gleich nach Tische kam der Erzbischoff von Bremen mit seinem Gefolge, seine Schwester abzuholen, und ohne diese Ankunft, würde schwerlich Luitgart diesen Tag schon wieder von Sommerseburg abgereist seyn. — Mit ihren Kindern besuchte sie nun in Konrads Gesellschaft, ihre ehemaligen Lieblingsörter und kehrte mit rothen Augen in die Burg zurück.

Ehe aufgebrochen wurde, nahm der Pfalzgraf Gelegenheit mit Luitgart ein paar Worte allein zu sprechen.

Friedrich. Ich bin es überzeugt, Luitgart, Du liebst mich noch.

Luitgart. Gewiß!

Friedrich. Nun! um dieser Liebe willen, bitte ich Dich, komm nicht wieder zu mir. Vermehre mein und Dein Unglück nicht. —

Was kann es uns helfen, uns immer wieder zu sehen, um uns immer wieder trennen zu müssen? — Und, dann! ich kenne mein Herz. — Du weißt nicht! — Nimm meine Liebe mit Dir, aber — mach mich nicht ganz unglücklich.

Luitgart. Ich verstehe Dich! — Leb wohl!

Friedrich. Leb wohl!

Luitgart. Vergiß mich nicht!

Friedrich. Wie kann ich das? Deine Adelheid, ist ja Dein Ebenbild. Und Dein Bild wohnt in meinem Herzen.

Nach dieser Zeit, sah Luitgart ihre Kinder nie wieder, selbst den Pfalzgrafen sprach sie nur noch einmal, aber nicht ohne Zeugen. Damals nahm sie auch die Glückwünschungen zu ihrer bevorstehenden Vermälung mit Graf Herrmann von Wintzenburg an. Diese wurde kurz darauf feierlich vollzogen, und Luitgart,

ver=

verlies als Gräfin von Wintzenburg Bremen, zum drittenmal verheurathet, und dennoch immer noch schön und liebenswürdig, daß ihr Gemal auch sogar von den jüngsten Edelknechten um ihren Besitz beneidet wurde. Ja, ein junger Adelschalk, schwur sogar, er wolle herzlich gern fünf Jahre seines Lebens daran geben, um eine einzige Nacht bei Luitgart glücklich zu seyn. Der Hildesheimer Bischoff nickte ihm Beifall.

Der junge Adelschalk, hies Arnhold, war ein Lehnsmann des Grafen von Wintzenburg, Luitgarts Gemal, und geleitete die Gräfin mit von Bremen nach Wintzenburg. Da führte er seine Reden eben so, und so laut, daß es Meister Almerich, (der auch jetzt wieder seiner ersten Wohlthäterin folgte,) eben so gut vernahm, als Gisela der Gräfin Zofe.

Meister Almerich, lächelte und behielt das Gehörte bei sich, aber Gisela konnte es nicht verschweigen und erzählte es einige Tage darauf ihrer Frau, als sie allein beisammen saßen

und den Grafen von der Jagd zum Abendessen zurück erwarteten.

Luitgart lachte, fand den Einfall sonderbar, und wurde nicht ungehalten auf ihren Lehnsmann. Aber sie sprach mit Meister Almerich darüber, und beschloß mit ihm, den kühnen Wünschenden ein wenig zu quälen.

Am dritten Tage nach dem Pfingstfest, traktirte Graf Herrmann seine Bekannten und Vasallen auf seiner Burg mit ihren Weibern und Töchtern. Arnhold stellte sich auch ein.

Als nun nach Tische den Herren und Damen die Zeit ein wenig lang wurde, bat der Graf den ehrbaren Meister Almerich die Gesellschaft mit Spiel und Sang zu unterhalten. Dieser war sogleich willfährig, stimmte seine Harfe und verstand den ihm von Luitgart gegebenen Wink gar wohl.

Darauf spielte und sang er gar zierlich also:

Der Himmel schenk' Euch Segen,
und geb' Euch Heil und Glück;
auf allen Euern Wegen
umstral' Euch Sonnenblick,
Ihr edlen Herrn und Frauen,
schenkt Beifall und Vertrauen
dem Meister Almerich.

Heb' an mein Lied die lustge Mähr,
die ich jetzund will singen her.

Es nahm ein Mann ein schönes Weib,
von sanfter Red' und holden Leib,
und wer sie sah, der war entzückt
und sprach: wie ist der Mann beglückt!

Ein jung Gesell kam her zur Stund
that laut die kühnsten Wünsche kund,
und sprach: „Du allerschönstes Weib,
so hold und schön von Seel und Leib!
Fünf Jahr des Lebens gäb' ich schier
dürft' ich nur eine Nacht bei Dir
des Minnesolds mich freuen!
mich sollt es nicht gereuen."

Arnhold fühlte sich getroffen, seine Wangen glühten. Luitgart bemerkte seine Verlegenheit ganz deutlich. Der Graf ahndete nichts.

Meister Almerich aber sang fort:

Das schöne Weib erfuhr zur Stund,
die Red' aus des Gesellen Mund.
Sie sprach: „Ihr preiset diesen Leib,
und ich bin eines Mannes Weib,
behaltet die gelobten Jahr
und nehmt ein Weib auf eigne Fahr:
Schenkt dieser Eure Lieb und Treu,
und geht ganz still bei mir vorbei." *)

Der jung' Gesell thät sich bedenken
und thät darauf sein Herz verschenken
an ein noch junges Fräulein zart,
von der er treu geliebet ward.

Herr-

*) In unsern Zeiten würde man eine solche Abfertigung sehr flach und ohne Effekt finden, in jenen

Herrmann. Solche Schnapphähne brauchten die Männer auch noch! — Jeder behalte was sein ist, und strebe nicht nach fremden Gut.

Luitgart. Es ist mir nur lieb, daß sich der junge Gesell bekehrt hat. — Was sagt Ihr dazu, Arnhold?

Arnhold. Ich? — Mir ist's auch lieb, daß er sich bekehrt hat. Ich glaube, er war ein Narr, daß er sich so etwas wünschte.

Luitgart. (fast ärgerlich) Ein Narr? — warum ein Narr?

Arnhold. Ein solches Glück, kömmt auch wohl unerbeten.

Luitgart. (mit Beziehung) Nicht immer!

Arnhold. (lächelnd) Also, aber doch zuweilen?

nen Zeiten aber, lag in einer so schlichten Zurechtweisung ohne Spott, ein wenig mehr, als heutzutage.

Die Gräfin verschluckte die Pille ganz gelaßen und spahrte eine Antwort bis auf gelegenere Zeit. Arnhold nahm das aber ganz anders, und da er überhaupt dreist, kühn und unternehmend war, legte er dies Stillschweigen sogar zu seinem Vortheil aus.

Als er nun nach vier Wochen erfuhr, daß Graf Herrmann zu dem Kaiser auf den Reichstag gereiset sey, schwang er sich auf seinen Gaul und flog nach Wintzenburg. Hier traf er Luitgart allein, lustwandelnd im Schloßgarten an.

Luitgart. Ei, ei! woher? und wie zu mir? Ihr wißt doch, daß mein Gemal nicht daheim ist.

Arnhold. So sagte man.

Luitgart. Und Ihr giengt dennoch nach Wintzenburg?

Arnhold. Ich gieng nicht, ich ritt, schöne Frau.

Luitgart. Ihr seyd sehr witzig!

Arnhold. Weil ich bei Euch bin. Schönheit erweckt den Geist. Und daß Ihr schön seyd, gnädige Frau! wie ein Engel, das ist Wahrheit. — Ich komme Euch aber doch nicht etwa ungelegen?

Luitgart. Sehr!

Arnhold. Wie? — Ernst oder Scherz?

Luitgart. Ernst. — Wenn mein Gemal nicht daheim ist, kann ich keine Männer um mich haben.

Arnhold. Glaubt Ihr wohl, daß ich Euch das glaube?

Luitgart. Das müßt Ihr mir glauben, denn ich schwöre Euch, daß es mein Ernst ist. Und, Ihr kennt doch deutscher Weiber Pflicht und Sitte? — Gesteht mir —

Arnhold. — daß ich Euch liebe? — Herzlich gern!

Luitgart. Dieses Geständniß erlasse ich Euch. Zieht heim mit diesem Bescheid. — Ich bin das Weib Eures Lehnsherrn.

Arnhold. Und schön, wie ein Engel! — Was geht meiner Liebe der Lehnsherr an?

Luitgart. Das beantwortet Euch selbst, nach Pflicht und Gewißen.

Arnhold. Wie Ihr necken könnt!

Luitgart. Wenn das Neckerei ist, so ist Grobheit Artigkeit.

Arnhold. Ich kenne ja die Weiber.

Luitgart. Unmöglich! sonst giengt Ihr jetzt.

Arnhold. Wart Ihr immer so streng, so dauern mich Euere Liebhaber. Ihr müßt Ihnen das Leben sehr schwer gemacht haben.

Luitgart. Ihr seyd unverschämt! — Verlaßt mich! —

Arnhold. Wenn ich könnte! — Euere Reitze fesseln mich.

Luitgart. (will gehen) So bleibt allein hier.

Arnhold. (hält sie zurück) Seyd doch nicht so spröde! — Ich bitte mir Euere schöne, weiche Hand zum Versöhnungszeichen aus.

Luitgart. Euere Jugend macht Euch unverständig. Deshalb hab' ich Mitleid mit Euch.

Arnhold. Dafür dank' ich Euch. — Ihr seyd freilich älter, als ich —

Luitgart. (ärgerlich) Das weiß ich!

Arnhold. — aber gewiß nicht verliebter. Und dennoch seyd Ihr so liebenswürdig, so reitzend —

Luitgart. Und Ihr, seyd unsinnig!

Arnhold. Bin ich es, so ist die Liebe daran schuld. Also vergebt es mir. Ich bin

nicht häßlich, Ihr seyd ein Weib; Ich gestehe Euch meine Liebe, Ihr seyd nicht unempfindlich —

Luitgart. Wer sagt das?

Arnhold. Das ist Euch keine Schande! — In Dännemark kamt Ihr zwar deshalb in Verlegenheit, aber — Gott sey Dank! — der wackere Jost wagte sein Blut daran, Euch rein zu waschen, und —

Luitgart. (giebt ihm eine Ohrfeige) Bube!

Arnhold. Weib! (fährt nach dem Dolche, zieht aber schnell die Hand zurück) Das that kein Mann. Euere Hand kann mich nicht entehren, sie ist ja selbst nicht rein. Der König der Dänen war ein Lamm, und Ihr wart eine Wölfin. Die Sache ist bekannt. Ihr habt Euch gut gehalten. Ich will Euere Geschichte in ein Lied bringen laßen, und Euer getreuer Almerich, mag sie absingen. — Aber, wißt Ihr was — Maas für Maas! (schlägt sie mit seinem Blechhandschuh ins Gesicht) Meine Hand ist

zu gut dazu. (wirft ihr den Handschuh vor die Füße) Ich bitte Euch, nehmt's nicht übel, daß Euer reitzendes Gesicht meinen Handschuh entehrt hat. Gehabt Euch wohl! Gedenkt an mich!

Luitgart. Hülfe! — Knechte! —

Arnhold. Welch' eine Silberstimme!

Luitgart. (mit erstickter Stimme in der höchsten Wuth) Verfluchter Bastard!

Arnhold. Ich bin Euer Sohn nicht.

Almerich. (springt herbei) Was giebt es?

Arnhold. Macht ein Lied daraus. — Euere Frau denkt gewiß an mich.

Mit diesen Worten machte er sich davon, und Luitgart wurde halb ohnmächtig zu Bette gebracht.

Graf Herrmann kam zurück, und vernahm die Geschichte. Sogleich rufte er seine Mannen zusammen, zu hegen Gericht über Arnhold und seine That.

„Er ist seines Lehns verlustig! — richteten alle einstimmig. — Ihr mögt auch seine Burg zerstöhren, und ihn von Hof und Haus verjagen.“

Da erhielt der Graf von Arnhold einen Absagebrief, in welchem er ihm die Lehnspflicht aufsagte, und zugleich Fehde ankündigte. Zu ihm hatte sich gesellt sein Schwager, ein kühner schwäbischer Landstürzer, der ob eines Treubruchs von dem Herzog in Schwaben, von Schloß und Lehn gejagt worden war. Sein Weib war gestorben, und er zog umher, und dahin, wo es Fehde gab, und lebte in der Reuterei vom Sattel und Stegreif. *)

Die-

*) Was bei gemeinen Leuten rauben hies, nannte der Adel der Vorzeit Reuterei treiben. Vom Sattel oder Stegreif leben, hies eben das. Nur das

Dieser Erdolf, so hies er, hatte einige Knappen zusammengeraft, und zog in Gesellschaft seines Schwagers aus, gegen die Reisigen des Grafen. Es kam zu einem harten Gefecht, in welchem endlich doch die Gräflichen den Sieg erhielten. Arnhold blieb todt auf der Wahlstatt, und Erdolf wurde verwundet gefangen genommen.

Hoch an der mittelsten Burgwarte des Schlosses Wintzenburg war ein steinerner Käficht heraus gemauert, in diesen mußte Erdolf kriechen, und Arnholds Schloß mit seinen Unterthanen, gab der Graf Jost Rappen zu Lehn, den er, wie wir wißen, nach dem Befreiungskampfe in Dännemark, ein Schloß zu schenken, versprochen hatte. Und nun war dieser nebst seiner Adelheid des Grafen und der Gräfin beständige Gesellschaft.

Drei

das Stehlen, weil es Abgang der Kräfte verräth, war in des Adels Augen schimpflich. S. Schmidts Gesch. der Teutsch. IV. B. S. 431.

Drei Jahre verflossen in Ruh und Friede, und der Graf wurde Vater von drei Töchtern, welche ihm Luitgart gebar. *)

Als nun die dritte Tochter geboren wurde, und der Graf abermals ein großes Freudenfest gab, geschah es, daß der Schloßkaplan, ein gar mitleidiger und frommer Mann, eine Vorbitte für den gefangenen Erdolf einlegte, deßen Wimmern und Wehklagen in dem Käficht ihm schon manche bange Stunde verursacht hatte. Die anwesenden Gäste stimmten ihm bei, und der Graf befahl sogleich, von ihren Bitten erweicht, ihn frei zu laßen.

Kärglich bedeckt trat Erdolf in den Saal.

„Edler

*) Von diesen drei Töchtern wurde die älteste (man weiß nicht, wie sie hies,) nachher an Graf Heinrich von Schwarzburg vermält. Als dieser zu Erfurt starb, verheurathete sie sich zum zweitenmal an Graf Ulrich von Wettin. — Die zweite Tochter, Heilwig, erwählte zu Gandersheim den geistlichen Stand. — Die dritte, (deren Name auch nicht angegeben wird,) wurde an Magnus

„Edler Herr! — begann er; — ich danke Euch mit Thränen für Eure Güte. Setzt Euerer Grosmut keine Schranken. Die Hitze meines Blutes verleitete mich zu einem Vergehen gegen meinen Lehnsherrn, und ich verlor Hab' und Gut, und ein liebes Weib, die der Gram tödtete. Ihr habt mir die Freiheit geschenkt, aber wenn Ihr mich jetzt aus Euerm Schlosse stoßt, so bin ich noch unglücklicher als zuvor. Wo soll ich hin? die Kälte ist heftig. Ich habe keine Bekleidung und weder Dach noch Fach. Ich muß mich wieder in mein voriges Leben zurückwerfen, und es ist vielleicht dann ganz und gar um das Heil meiner Seele auf ewig geschehen.

Magnus Burisius vermält, der den Titel eines Herzogs von Dännemark führte. Aber ihr Gemal wurde der Verrätherei beschuldigt, und König Waldemar lies ihm die Augen ausstechen. Darauf gieng sie nach Deutschland zurück, und auf dieser Reise hatte sie das Unglück, daß ein Knappe, (gern oder ungern, das weiß man nicht,) sie so hart an die Nase sties, daß sie dieselbe einbüßen mußte. — Für eine Dame, ein ganz besonders trauriger Zufall, welcher das gute Weib schrecklich kränken mußte! — S. Lucä Grafensaal. S. 780.

hen. Wollt Ihr mir aber Dach und Fach geben, bis es irgendwo Krieg, oder einen kaiserlichen Zug nach Italien giebt, daß ich Dienste nehmen kann, so werdet Ihr Euch keinem Undankbaren verpflichten, und Gottes Lohn verdienen. Ich will Euch als Reisiger dienen, oder wie Ihr wollt. Stoßt mich nur nicht in dieser Kälte hinaus, sonst gebt Ihr mich dem gewißen Tode preis."

Der Graf und die Anwesenden wurden gerührt, und Erdolf erhielt Bekleidung und die Versicherung, daß er im Schlosse bleiben könne, bis sich ihm eine Aussicht öfnen würde, irgendwohin in Kriegsdienste zu gehen.

Thränen rollten über seine Wangen, aber es waren Thränen der abscheulichsten Verstellung. Denn eben dieser freigelassene, begnadigte Erdolf, den der Graf den ganzen Winter durch ernährte, war es, der von Undank und Rachsucht angetrieben, einst des Nachts den Grafen und seine Gemalin in ihrem ehelichen Bette erstach, *) als sie beide Arm in Arm im tiefen

*) Im Jahr 1152.

tiefen Schlafe lagen, und vielleicht von nichts weniger, als von einem Meuchelmorde träumten.

Er ist entflohen, man weiß nicht wohin, ehe noch Lärm wurde, dann hat er sich seiner That bei des Grafen Feinden öffentlich gerühmt, und ist, man hat nicht erfahren, wie und wo, gestorben.

Mit Herrmann starben die Wintzenburger Grafen aus, so wie Luitgart die letzte Tochter des Stadischen Geschlechts war.

Sie wurden beide in eine Gruft gelegt, und der Schloßkaplan, der ihnen die Standrede hielt, grämte als Einsiedler sich bald darauf tod, weil er unschuldigerweise der Urheber von Erdolfs Freilassung gewesen war, und sich deshalb bittere Vorwürfe machte.

Pfalzgraf Friedrich, als er den schrecklichen Tod seiner von ihm noch immer geliebten Luitgart erfuhr, wurde sehr gerührt, lies viele Seelenmessen für sie und ihren Gemal lesen, und nahm sich diesen Todesfall sehr zu Herzen.

Er lebte darauf nicht lange mehr, und man sagt, er habe auf seinem Todbette geseufzt:

„Meine Luitgart! Sie haben uns getrennt, und nun komme ich doch wieder zu Dir!"

LB Coburg

IV.

Das Wallendorfer Müller-mädchen.

Unweit Weimar lag ehemals ein Meierhof und eine Mühle, bei welchen sich bald mehrere Landleute anbauten, und so entstand das Dörfchen Wallendorf schon im eilften Jahrhundert, welches nachher in der sogenannten verderblichen Bruderfehde *), oder wie andere wollen, eher, und in der Fehde des Landgraf Friedrich mit dem letzten Grafen von Weimar, verwüstet wurde **).

Jetzt, ist nichts davon mehr übrig, als die Mühle, und nach uraltem Gebrauch, eine jährliche Art von Gericht, bei einer Zusammenkunft

S 5 der

*) In dem unseligen Kriege zwischen den beiden Brüdern Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm dem Tapfern, von Sachsen, welcher 1447 begann und über sechs Jahre dauerte.

**) Im Jahr 1344. S. Glafens Gesch. und Birkens Sächß. Helden=Saal. I. Th. S. 266.

der Flurnachbaren, nach alter deutscher Sitte, unter einem hochbejahrten Baume.

Zu jener Zeit aber, als das schöne Wallendorfer Müllermädchen lebte, war das romantisch gelegene Dörfchen ein oft gar lieber Aufenthalt der benachbarten Herrschaft.

Damals lebte Graf Wilhelm von Weimar ein gar stattlicher Ritter, der, so bald ihn sein Oehm Graf Wichmann der Große, wehrhaft gemacht hatte, seinen Flug in das Ausland nahm. Er besichtigte die Hoflager vieler Könige und Fürsten, that einen Zug mit nach Italien, hielt sich überall wacker, und kehrte endlich in seinem zwei und zwanzigsten Jahre hochgeachtet und mit Ritter=Ruhme geziert, in seine väterlichen Haine und an den Hof seines Oehms nach Weimar zurück.

Dieser hielt damals einen sehr glänzenden Hof daselbst, denn er war ein gar prachtliebender Herr, und seine Gemalin Mechtild, eine Tochter Graf Burkhards IV. zu Querfurt, Wittwe des Grafen Adolf zu Schauenburg *),

war

*) S. die Stammtafel in Hönns Sächs. Wappen= und Geschlechts=Untersuch. S. 46.

war eine gar stattliche und galante Dame, die keiner Königin etwas nachgeben mochte. Daher wechselten Jagden, Turniere, Gastgebote und Fackeltänze in Weimar gar zierlich mit einander ab, und die Damen und Herren des Hofs, befanden sich gar wohl dabei. Es pflegte auch selten ein reisender Fürst oder Ritter vorüberzugehen, ohne seinen Besuch bei dem Grafen abzulegen, und jederzeit wurde er wohl aufgenommen, stattlich bewirthet, und zog vergnügt und wohlzufrieden seines Weges.

Graf Wilhelm wurde gleichfalls, wie man denken kann, sehr wohl aufgenommen, und sein Oehm, gab ob seines Vetters glücklicher Rückkehr, ein großes Gastgebot auf seiner Hornburg *), bei welchem stark gezecht und weidlich getanzt wurde. Und so wohl bei dem Reihen, als bei dem Trinkgelag zeigte sich Wilhelm

*) So hieß das Schloß, welches damals die Grafen bewohnten, und welches ganz nahe bei Weimar auf dem Berge Alteburg genannt, lag. Es sind keine Ueberbleibsel mehr da. Ein tiefer Brunnen ist vor mehr als hundert Jahren verschüttet worden.

helm gar vortheilhaft zu großer Freude der Herren und Damen.

Die Gräfin hatte eine Bruderstochter bei sich, Agnes genannt, ein gar stattliches, hochgebrüstetes Fräulein, deren Feuerblicke schon manchen Herzensbrand verursacht hatten. Diese bestimmte die Gräfin für ihren Vetter und sprach auch davon mit ihrem Gemal, der nichts dagegen hatte. Das Fräulein selbst, hatte kaum den jungen Ritter gesehen, als sie schon eine gewiße Art von Zuneigung zu ihm empfand, die sich, wenn man sich näher kennen lernt, allgemach gewöhnlich in Liebe zu verwandeln pflegt. — Das bemerkte die Gräfin nicht ungern, und suchte sich mit schnellen Schritten der Ausführung ihres Plans zu nähern.

Einst gieng Wilhelm, wie gewöhnlich, in dem neben dem Schloße liegenden Hölzchen des Morgens spazieren, und sties auf die Gräfin, welche ebendaselbst lustwandelte.

Gräfin. Guten Morgen, Vetter!

Wil-

Wilhelm. Wünsche wohl geschlafen zu haben, Frau Muhme. — Ei! Ihr seyd früh auf! —

Gräfin. Ich bin eben so ein Morgenvogel wie Ihr, wenn mir's zuweilen einfällt. Nur oft geschieht's nicht. Aber Ihr, versäumt, wie ich höre keinen Sonnenaufgang. Ueberhaupt sollt Ihr ein leidenschaftlicher Lustwandler seyn. Das muß seine Ursachen haben, Vetter! Nicht wahr?

Wilhelm. Ich liebe Bewegung und bin gern in Gottes freier, reiner Luft. Eine grüne dichte Laube, ist mir lieber, als ein vergoldet getäfelter Saal.

Gräfin. Die Vorliebe zu den Lauben, habt Ihr vermuthlich aus Welschland mitgebracht. Dort sollen, sagt man, die Lauben die Schauplätze der zärtlichsten Szenen seyn.

Wilhelm. Ei wohl!

Gräfin. Und die Rückerinnerung an glückliche Augenblicke — hat auch ihr Angenehmes.

Wilhelm. Gewiß!

Gräfin. Ja, ja! — Und vielleicht habt Ihr wohl gar einmal Euer Herz in einer Laube liegen lassen?

Wilhelm. Nein! — Ich bin ein großer Sünder! aber, das ist noch nicht geschehen. Mein Herz, habe ich noch. Wiewohl — ein paarmal, hatte ich sehr daran zu halten, daß es nicht entwischte. Und, ich gestehe es Euch offenherzig, wär die Gräfin Allveno, die ich in Mailand kennen lernte, Wittwe gewesen, ich wär jetzt gewiß nicht mehr unverheurathet.

Gräfin. Sie mag noch so schön gewesen seyn, so ist es doch besser, daß Ihr Euer deutsches Herz wieder aus Welschland mitgebracht habt, um es einem deutschen Fräulein zu schenken. Deswegen wollen wir unsere Ritter nun gerade nicht nach Welschland schicken, daß uns fremde Mädchen ihre Herzen rauben sollen, die uns gehören. — Reicht Euere Hand einem Fräulein in Euerm Vaterlande, schenkt ihr Euer Herz, und werdet so glücklich, als man es in einer glücklichen Ehe werden kann.

Wilhelm. Wir wollen erwarten, wie sich das fügen wird. Aufs Schatzheben und Freien auszugehen taugt nichts. Man muß von ungefähr finden, wenn man glücklich seyn will.

Gräfin. Meint Ihr?

Wilhelm. So ist es! — Wenn ich einmal ein Mädchen finde, bei deren ersten Anblick ich mein Herz stärker als gewöhnlich klopfen fühle, so frag ich dies Herz: wie ist Dir? — Merke ich nun, daß es dem gegenüber schlagenden Herzchen entgegen zu hüpfen wünscht; so gehe ich gerade auf das Mädel zu, schau ihr recht in die Augen, und frage sie: Klopft Dein Herz auch stärker als gewöhnlich? — Sie mag nun auf die Frage antworten oder nicht, so will ich doch wissen, woran ich bin. Hernach wollen wir schon einig werden. — Seht, so mach' ich's! —

Gräfin. Was sagt Ihr zu meinen Hoffräuleins?

Wilhelm. Es sind artige Gesichter darunter.

Gräfin. Und meine Nichte Agnes?

Wilhelm. Ist ein stattliches Fräulein. Sie verdiente die Frau eines Königs, sie sollte eines Fürsten Gattin seyn.

Gräfin. Noch ist ihr Herz frei.

Wilhelm. Wohl ihr! denn an Freiern, kann es ihr nie fehlen.

Gräfin. Sie wünscht sich ein stilles, häusliches Leben, und Liebe.

Wilhelm. Die Landgräfin der Thüringer sollte sie seyn.

Gräfin. Sie kann auch als Gräfin von Weimar und Orlamünde glücklich seyn.

Wilhelm. Noch lebt Ihr ja selbst noch.

Gräfin. Giebt es denn außer meinem Gemal keinen Grafen dieses Namens?

Wilhelm. Euern Sohn? —

Gräfin. Das Kind? —

Wilhelm. Mich und meinen Bruder in Roda?

Gräfin. Euer Bruder, hat Weib und Kinder. Aber, Ihr seyd noch frei und ledig.

Agnes,

Agnes, vergiebt mit ihrer Hand zwei Schlösser, und mein Gemal, schenkte Euch wohl Kamburg noch dazu. — Lebt wohl, Vetter!

Sie gieng, und Wilhelm blieb nachdenkend in dem Hölzchen zurück. — Die Absicht der Gräfin war ihm nun deutlich genug, aber er konnte sich doch nicht entschließen, ihrem Rathe sogleich zu folgen, weil Agnes zwar schön, aber doch wie er glaubte, kein Mädchen für sein Herz und seine Liebe war. Zu einer regierenden Fürstin war sie geboren, meinte er, aber nicht zu einer Hausfrau eines Grafen, dessen ganzer Reichthum in einigen Schlössern und in einem Herzen voll Liebe bestand.

Hin und hersinnend, wie er sich aus seiner Verlegenheit reissen könnte, und wie er sich zu betragen habe, um weder seiner Muhme Anlaß zur Erbitterung gegen ihn, noch dem Fräulein Hoffnung zu geben, schlich er durch das Hölzchen fort, gieng an der rauschenden Ilm hin, und schlug rechts den Feldweg nach St. Gangloff ein. *) Hier wollte er bleiben bis es Mittag

*) Jezt Lützendorf genannt, nahe bei Weimar gelegen.

tag würde, aber seine Situation trieb ihn weiter links in's Feld hinein, und ehe er sich's versah, befand er sich unter dem Gerichtsbaume des friedlichen Dörfchens Wallendorf.

Hier warf er sich unmuthig in den Schatten des ehrwürdigen Baums, dachte hin, und dachte her, und wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte.

So lag er einige Zeit in tiefen Gedanken, als er durch nahen Gesang in seinen Meditationen gestöhrt, und wieder zu sich gebracht wurde.

Eine angenehme weibliche Stimme sang:

Hört ihr nicht das süße Singen
in den Auen überall?
Nicht die Wunderlieder klingen?
Nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Anger an
und die lichte lustge Haide,
die sich mit dem schönsten Kleide
vor dem Mai hat angethan!

Da stand die Sängerin vor dem Grillenmacher unterm Baume; ein schönes, rundes, rosichtes Landmädchen mit schwarzen Augen und

Haaren,

Haaren, leicht gekleidet und hoch aufgeschürzt. An ihrem vollen Busen prangte ein Maienblumenstraus, und in dem rechten Arme, trug sie einen großen Topf.

Der Graf sah sie nicht ohne innerliches Wohlgefallen an, und nickte ihr freundlich zu. Sie nickte ihm wieder einen Gruß zu, und blieb stehen.

Sie. Ist die Ruhe gut?

Er. O ja! Es ruht sich hier gar lieblich und fein. — Wo willst Du denn hin liebes Mädchen?

Sie. Unserm Hirten will ich Milch bringen.

Er. Gehörst Du in das Dorf?

Sie. Ja. — Ich bin die Tochter des Müllers Martin im Dorfe.

Er. Wie nennt man Dich?

Sie. Metta nennt man mich.

Er. Nun gut dann, liebe Metta! laß mich einmal aus Deinem Milchtopfe trinken. Ich bin sehr durstig.

Sie. Herzlich gern! da trinkt, so viel Ihr wollt.

Er. (hat getrunken) Ich danke schön. — Hier (will ihr Geld geben) ist meine Zeche.

Sie. Geht mir mit Euerm Gelde! Ihr seyd gewiß ein Hofherr. Die meinen immer die Gefälligkeiten mit Gelde wett machen zu können. — Ich nehme kein Geld für einen Schluck Milch, behaltet es nur, und kauft Euch etwas dafür.

Er. So will ich Dir Deinen Maienblumenstraus abkaufen.

Sie. Das ist auch nicht nöthig. Ich will ihn Euch schenken. (giebt ihm den Straus) Da ist er!

Er. (küßt den Stiel des Straußes) O! du lieber Straus!

Sie. (lacht) Was Ihr da beginnt! den Stiel zu küßen!

Er. Er hat ein beneidenswerthes Plätzchen an Deiner Brust gehabt. Da wünschte ich zu ruhen.

Sie. Ihr seyd ja kein Straus, sonst wollt ich Euch gleich daher stecken, wo die Maienblumen gesteckt haben, wenn Euch damit ein Gefallen geschehen könnte.

Er. Ganz gewiß!

Sie. Was Ihr doch schäckern könnt! — Sagt so etwas Euern geputzten Fräuleins; ich, bin ja nur ein Müllermädchen.

Er. Und dennoch schöner, als unsere geputzten Hofweiber.

Sie. Ei der Guguk! was Ihr da nicht alles sagt! — Ich glaub's aber nicht. — Ihr wollt mich nur foppen, und hernach auf meine Unkosten bei Hofe lachen.

Er. Pfui! das mußt Du nicht von mir denken. — Weißt Du wohl, daß ich sogar wünschte, den Platz Deines Liebhabers einnehmen zu dürfen?

Sie. Nun gehe ich aber! denn Ihr macht's gar zu bunt. Ein Hofherr der Liebhaber eines Müllermädchens! das wär eine schöne Liebschaft!

Er. Und dennoch wünschte ich diese Liebschaft zu haben, denn Du gefällst mir gar sehr, liebe Metta.

Sie. Gott verzeihe mir's! da würden schöne Sachen zum Vorschein kommen. Nein! Euch Herren darf man nicht trauen. Heurathen

dürft Ihr ein Mädchen nicht, das nicht Eueres Standes ist, und um blos mit mir zu liebeln, dazu bin ich wieder zu gut. Ihr habt ja Zofen genug am Hofe, warum wollt Ihr denn die armen Landmädchen äffen?

Er. Du verkennst mich!

Sie. Ich kenne Euch ja gar noch nicht einmal. Auf's erstemal wird man nicht gleich so vertraut. (setzt den Topf auf die Erde, und setzt sich neben dem Grafen) Wer seyd Ihr denn eigentlich? — — — Ihr besinnt Euch? Nun mag ich's gar nicht wissen, denn Ihr wollt Euch gewiß einen andern Namen geben, als den, den Ihr wirklich führt.

Er. Ja, liebe Metta! das wollte ich.

Sie. Nun? Seht Ihr wohl, daß Ihr nicht aufrichtig zu Werke geht?

Er. Ist denn dieses mein Geständniß nicht aufrichtig genug? — Andere Ursachen, als die, welche Du vielleicht glaubst, waren es, die Dir meinen wahren Namen verschweigen hießen. Nun sollst Du ihn aber ganz aufrichtig erfahren, was es mir auch kosten mag, Dir denselben

ben zu sagen, und was Du auch empfinden magst, ihn zu hören.

Sie. Thut Ihr doch, als wenn Ihr eines Kaisers Sohn wårt?

Er. Der bin ich nicht, aber ich bin der Sohn eines braven Mannes, der so gut Kaiser werden konnte, als ein anderer, dem seine Geburt zu dieser Würde ein Recht giebt. — Ich heiße, Wilhelm —

Sie. Wie? — Ihr seyd doch nicht etwa gar? —

Er. Wer denn?

Sie. Je nun! ich wollte sagen: Ihr seyd doch nicht etwa gar der Vetter unsers Herrn, der junge Graf Wilhelm, der —

Er. Der bin ich.

Sie. O Jemine! — Nehmt mir ja nichts übel. Ich bin ein wenig vorlaut. Die Mutter sagt's auch immer. „Mädchen! — spricht sie — du wirst dein Schnappermaul einmal gar gewaltig verbrennen!" Bisher ist's immer nur beim heißen Brei geschehen, nun aber — gar bei Euch, lieber Herr! —

Er. Hat nichts zu sagen, liebe Metta! — Wir müßen uns besser und näher kennen lernen. Weil Du aber einmal Deinen kleinen Rosenmund verbrennt hast, so will ich Dir ein Pflaster darauf legen, (will sie küssen) das —

Sie. (dreht den Kopf weg) Nein! das geht meiner Six nicht an! — das Pflaster kann mir nicht helfen. — Die Mutter würde mich schön bekammerdienern, wenn sie so etwas merkte. — Behaltet es nur, Euer Pflaster. Ich will's als geschehen annehmen.

Er. (biegt ihr den Kopf zurück) Das geht nicht an, ich muß —

Sie. (sträubt sich ärger) Laßt mich gehen, oder ich rufe: Feuer!

Er. (sucht sie zu überlisten um sie zu küssen) Was kann Dir das helfen?

Sie. (ringt halbernstlich mit ihm) Ich will aber nun nicht! und zwingen, soll er mich wahrhaftig nicht. Ich wehre mich meiner Haut!

Er. (giebt nicht nach) So laß doch nur —

Sie. (das Halstuch fällt ihr ab) O! das ist grob!

Er. (küßt sie auf den Busen) Dieser herrliche Busen! Dieses Meisterstück der unverdorbenen Natur, die hier mit den treflichsten Schätzen verschwenderisch wuchert!

Sie. (weint) Das ist schlecht!

Er. (bestürzt) Pfui, liebe Metta! weine nicht. — Ich habe Dir ja nichts gethan.

Sie. (weint heftiger) Das hat noch kein Mensch gewagt, mich so zu beschimpfen!

Er. (zärtlich) Liebes Mädchen! Wer will Dich denn beschimpfen? — Vergieb mir meinen Vorwitz. Ich will mich selbst davor bestrafen und mich des herrlichen Anblicks berauben, (thut ihr das Halstuch um) der mich ausser mir brachte. (nimmt seine goldne Kette ab, und hängt sie ihr um den Hals) Trag diese Kette zu meinem Andenken.

Sie. (reißt die Kette ab, und wirft sie auf die Erde) Ich verlange keine Kette und wenn sie auch von Golde wär! — Die Schande, die Ihr mir angethan habt, kann keine Kette vergüten und wär sie auch mit Edelgesteinen besetzt. (weint) Ich will's Gott und der ganzen

Welt klagen, wie Ihr mit mir umgegangen seyd!

Er. Beruhige Dich doch, gutes Mädchen! (will sie umarmen) Ich liebe Dich!

Sie. (will sich loß machen) Laßt mich zufrieden! (stößt um sich und stößt den Milchtopf um) O Jemine! mein Topf! meine Milch!

Er. (springt mit ihr zugleich auf) Da, siehst Du nun, was Du gemacht hast!

Sie. Ach! ich bin unglücklich! — Meine Mutter schlägt mich todt.

Er. Sey ruhig! Es soll Dir nichts geschehen. — Ich gehe mit Dir zu dem Hirten, sage: ich hätte für meine Knappen die Milch gebraucht, und gebe ihm ein Stück Geld, daß er sich sechs Töpfe voll Milch dafür kaufen kann.

Sie. (ängstlich) Das gieng wohl an. — Aber, es ist besser, Ihr gebt mir das Geld für den Hirten und geht nicht mit. Denn wenn uns die Nachbarn mit einander gehen sähen, gäb's nur bösen Leumund, und ein Mädchen, muß sich gar sehr hüten, denn wenn sie einmal in's Gerede kömmt, so kömmt sie nicht wieder heraus.

Er. Wie Du willst! (giebt ihr Geld) Hier ist Geld für den Hirten.

Sie. Ich will ihm schon etwas weiß machen. — Lebt wohl! — Kommt mir aber nicht wieder! denn, wenn's jemand säh, so könnte ich in einen übeln Ruf kommen, und mein guter Name, ist mir lieber, als alles Gold in der Welt.

Er. Wenn sprechen wir uns aber wieder, liebe Metta?

Sie. Wenn's möglich ist, niemals.

Er. Ach ja! — Recht bald müßen wir uns wieder sehen, liebes Mädchen! sonst werde ich aus Sehnsucht nach Dir krank.

Sie. Krank? — Ach nein! Krank sollt Ihr nicht werden.

Er. Das wird aber geschehen, wenn Du mich nicht wieder sprechen willst. — Liebe Metta! (drückt ihre Hand an sein Herz) Ich liebe Dich recht herzlich. (hebt die Halskette auf) Nimm doch diese Kette von mir an. Zum Andenken nimm sie an, und denk' an mich so gern, wie ich immer an Dich denken werde.

Sie.

Sie. Ach! wenn ich nur dann erst an Euch denken sollte, wenn ich die Kette ansäh, so möcht' es wohl nicht oft geschehen. Denn ich müßte sie ja in meine Lade verschließen, damit sie meine Mutter nicht säh. Und, wenn sie einmal in meiner Lade herumstöhrte, und fänd die Kette, so könnte ich mein Unglück nicht übersehen. — Nein! — Behaltet die Kette nur. Mir nützt sie nichts, und — ich will schon an Euch denken.

Er. Willst Du das?

Sie. (seufzt) Ach! ich werde wohl müssen! — Es wird mir so ängstlich! so wunderlich! — (legt seine Hand an ihr Herz) Fühlt Ihr wohl?

Er. Ach! schlägt dieses Herzchen für mich, liebe Metta? Für Deinen Wilhelm, der Dich so herzlich liebt?

Sie. Wilhelm! — — Herr Graf! — Was habt Ihr mir angethan? (weint und läuft fort) Lebt wohl!

Er. Metta! — Liebe Metta! —

Umsonst, sie hörte nicht, und lief davon. Er sah ihr lange nach. — Sie war fort, und

Wil-

Wilhelm schlich halb entzückt und halb betrübt nach der Stadt zurück, wo man ihn im Schlosse schon längst bei Tafel erwartet hatte. — Er gieng aber nicht zur Tafel, ließ sich entschuldigen, und verschloß sich in sein Gemach, wo er sich nur mit Metta unterhielt, bei welcher sein Herz geblieben war.

Gegen Abend wurde stark und so lange an Wilhelms Gemachthür geklopft, bis er dieselbe öffnete.

Es war sein Oehm, Graf Wichmann selbst, der ihn zu besuchen kam.

Graf. Was ist Euch, Vetter? Seyd Ihr nicht wohl?

Wilhelm. Nicht recht, werther Oehm.

Graf. Was fehlt Euch?

Wilhelm. Bald hab' ich Hitze, bald Frost.

Graf. Mein Sänger, Meister Wilibald ist ein geschickter Arzt, ich will ihn zu Euch senden, sprecht mit ihm, er weiß gewiß Rath für Euere Krankheit.

Der Sänger, der zugleich Hofarzt war, kam, und verordnete dem kränkelnden Liebhaber

der Arzeneien, die er nicht einnahm. Ein Kuß von Metta würde mehr Wirkung gethan haben als alle Kräuterbrühen des besorgten Meisters, aber davon lies der gefällige Mann sich nichts träumen.

Wilhelm eilte den folgenden Morgen unter den Baum, wo ihm sein guter Stern zuerst erschienen war, aber er konnte ihn nicht erblicken. — So gieng es ihm drei Tage hintereinander, und der girrende Liebhaber wurde sehr ungeduldig und beinahe wirklich krank.

Am vierten Tage, lag er gegen die Mittagsstunde abermals unter dem Baume und sang:

O! Du liebe reiche Minne
wend' ach! wende meine Not!
tröste die verlaßnen Sinne,
oder ich bin freudentodt.
Deine Hülfe hilft allein;
Muß ich scheiden von der Besten,
wird mich nichts auf Erden trösten. —
Laß mir Gnade angedeihn.

Von Gewalt, die Weisen sagen,
wird der Starke selbst besiegt.
Seht! ich muß um Gnade klagen,
die an einer Frauen liegt.

Him=

Himmel! ich verzage schier!
Krank nach ihren Minnefreuden
läßt sie mich vergebens leiden,
und mein End' ist vor der Thür.

Minne! ach, sey gleichgesinnet,
oder ich bin freudentodt!
Füg' es, daß mich lieblich minnet
der Geliebten Mündlein roth.
Wie Du wohnest, Minne, hie,
wie Du leitest meine Sinne,
ach! so leite werthe Minne,
werthe Minne! leit' auch sie.

Er hatte kaum seinen Minnesang geendiget, als der ehrwürdige Pater Franz, ein Franziskaner, aus der Mühle, und auf ihn zu kam.

Wilhelm. Grüß' Euch Gott! ehrwürdiger Herr.

P. Franz. Der Herr sey mit Euch, edler Graf!

Wilhelm. Wo hinaus?

P. Franz. Nach Weimar, in mein Kloster zurück.

Wilhelm. So haben wir einerlei Weg. — (geht mit ihm fort) Ihr kommt aus der Mühle?

P. Franz. Gottesfürchtige Leute! der Müller und seine Frau. Sie sind wohlthätig und fromm. Ich besuche sie oft, die rechtschaffenen Leute.

Wil-

Wilhelm. Haben Sie Kinder?

P. Franz. Eine einzige Tochter. Ein frommes, gutes Mädchen. — Sie ist aber seit einigen Tagen ganz niedergeschlagen, und niemand weiß warum. Sie will gar nicht mehr ausgehen und die Eltern wißen nicht, was sie mit ihr anfangen sollen. Sie baten mich sie vorzunehmen und ich that es; aber, es ist nichts aus ihr herauszubringen. — Unter uns gesagt, ich glaube, sie ist etwa gar verliebt. Sie will zwar nicht mit der Sprache heraus, aber, ich will ihr schon noch auf die Spur kommen. — Wer weiß in welchen lockern Zeisig sie sich vergafft hat, und nun getraut sie sich nicht es zu sagen, weil sie schon voraus weiß, daß vielleicht ihren Eltern die Bekanntschaft unangenehm seyn möchte. — Ihr Liebhaber, mag wohl nicht weit her seyn.

Wilhelm. Gar nicht weit. — Wo wir beide her sind. Aus Weimar.

P. Franz. (lachend) Und das wißt Ihr?

Wilhelm. Ei freilich! — Ich bin ja des Liebhabers, innigster Freund und Vertrauter.

P. Franz. (lacht stärker) Wie Ihr auch scherzen könnt, gnädiger Herr!

Wilhelm. Kein Scherz! völliger Ernst.

P. Franz. Kennt Ihr denn das Müllermädchen?

Wilhelm. Ich sage Euch, ich bin der Vertraute der ganzen Liebschaft; und Euch, will ich wieder zu meinem Vertrauten machen. — Ihr sollt mir morgen eine Botschaft an das Mädchen von ihrem Liebhaber bestellen.

P. Franz. Wo denkt Ihr hin, Herr Graf? Ich bin kein Gelegenheitsmacher.

Wilhelm. Das sollt Ihr auch nicht seyn, aber ein Vertrauter sollt Ihr werden. Das werdet Ihr dem Liebhaber gewiß zu Gefallen thun, wenn Ihr erfahrt, wer er ist.

P. Franz. Und, wer ist er denn?

Wilhelm. Er geht neben Euch. — Ich selbst bin es.

P. Franz. Ist es möglich!

Wilhelm. Ich bin der Zeisig, der —

P. Franz. Bitte tausendmal um Verzeihung! Wenn ich gewußt hätte, oder nur hätte ahnden können, daß —

Wilhelm. Keine Umstände! Ich weiß schon, was Ihr sagen wollt. — Wir bleiben gute Freunde, und Euer Kloster soll nicht von mir vergessen werden.

P. Franz. Lohn' es Euch Gott und der heil. Franziskus!

Wilhelm. Morgen muß ich wo möglich, meine liebe Metta sprechen. — Nach der Tafel erwarte ich Euch bei mir, und will Euch alles entdecken.

P. Franz. Dieses Vertrauen werde ich zu schätzen wißen. — Aber, erlaubt mir! — Ich wollte sagen — Edler Herr, Ihr wißt, wer Ihr seyd, und wer das Mädchen ist. Euer Stand —

Wilhelm. Nach dergleichen Armseligkeiten fragt Liebe nicht. — Die Gleichheit der Stände ist ein Possenspiel sobald von Liebe die Rede ist. Vor ihrer Allgewalt schützt weder der Purpur des Fürsten, noch der Panzer des Ritters, selbst nicht Euer Gewand, Herr Pater.

P. Franz. Ei, ei! — Herr Graf — es ist —

Wilhelm. Wie gesagt! — Wir sind alle Menschen, gehören alle zu einer Heerde, und

haben alle einen Vater. — Doch, seht, da sind wir schon am Stadtgraben. Gehabt Euch wohl! — Wie gesagt: ich erwarte Euch.

P. Franz. Wie Ihr befehlt. — Wünsche guten Appetit.

Wilhelm. Gleichfalls! — Vergeßt nicht, zu kommen.

P. Franz. Gewiß nicht!

Wir haben zwar bisher noch keine Ursache gehabt, des verliebten jungen Herrn Grafen Einsicht und Klugheit in Zweifel zu ziehen, jetzt aber, beginnt der Glaube daran wirklich zu wanken, da wir wißen, daß er sich dem Pater so ganz ohne Zurückhaltung anvertraute. Wir können dies nur auf Rechnung und Wirkung seiner verliebten Situation schreiben, und sind wahrhaftig geneigt zu glauben, daß die Verliebten nicht immer völlig bei Sinnen seyn mögen, denn sonst, wär es unmaßgeblich gesagt, wahrhaftig sicherer gewesen, wenn Wilhelm den Weg gerade auf die Mühle selbst zu genommen hätte, als daß er einen Pfaffen zu seinem Ver-

trauten machte. Wir werden sehen, daß unsere Besorgniß gegründet ist.

P. Franz war kaum in seinem Kloster angekommen, als er sich zu seinem Prior begab, und demselben pflichtmäßig die Entdeckung machte, welche ihm unser zärtlicher Graf gemacht hatte, indem er sich Verhaltungsregeln von seinem Vorgesetzten erbat.

Der Prior nahm ein Amtsgesicht an, gieng nachdenkend ein paarmal auf und ab, und faßte einen Entschluß, der für ihn und sein Kloster vortheilhafter als für den Liebhaber war, der sich seinen Gefühlen für die schöne Müllerstochter so ganz und gar überließ.

Prior. Die Sache ist wichtig! sehr wichtig. — Sie ist äußerst wichtig!

P. Franz. Ei wohl!

Prior. Entweder, das Mädchen wird betrogen, oder sie betrügt den jungen Grafen. — Erfährt der Oehm des Grafen etwas davon, oder kömmt seine Frau auf die Spur, so bricht das Wetter loß. — Haben wir die Hand mit in dem Spiele gehabt, so trift uns der Schlag auch mit. — Ja! wenn Wilhelm regierender

Herr wäre, so hätte das nichts zu bedeuten, aber, da das nicht ist, so wird die Sache bedenklich. Uebrigens, hat auch die Gräfin den Plan, ihre Brudertochter an Graf Wilhelm zu verheurathen, und wenn ihr dieses Vorhaben mißgelingen sollte, so möchte sie wohl dabei nicht gleichgiltig bleiben. — Beim heiligen Franziskus! ein schlimmer Handel! Man muß zuvorkommen. — Wenigstens, müßen wir von beiden Seiten gedeckt seyn.

P. Franz. Aber, wie?

Prior. Du übernimmst die Botschaft an Metta. — Aber, nur einmal für allemal. — Und ich, mache die Gräfin aufmerksam. Sie wird und mag dann weiter nachforschen. Du wirst dann etwa von mir in Klosterangelegenheiten nach Eisenach verschickt, und wir, bleiben aus dem Spiele. Somit, sind wir aller Verantwortung quitt und nehmen für unsere Dienstfertigkeit von beiden Theilen Geschenke für unser Kloster an.

P. Franz übernahm Wilhelms Botschaft an das artige Müllermädgen und wußte ihr so kräf-

tig zu zureden, daß Metta sich endlich entschloß, ihrem Liebhaber eine zwote Audienz zu gewähren. Der dazu erwählte Platz war hinter der Mühle an dem mit Erlen und Weiden besetztem Bache, der sich durch romantische Wiesen schlängelt. Die bestimmte Zeit, war die goldene Morgenstunde.

Metta saß mit klopfendem Herzen unter dem schönsten Erlenbaume auf der ganzen Wiese. Wilhelm schlich singend ihr näher. Da sang er:

Freundlich gefangen
hat mich ein rother Mund,
zwei himmelschöne Wangen
und ein Schwanenhalß so rund.

Er wurde sie gewahr, eilte rasch auf sie zu und umschloß sie mit beiden Armen gar liebefreundlich und hold.

Er. O meine Metta!

Sie. Ach Graf! — Was thut Ihr mir?

Er. Ich liebe Dich herzlich, liebe Metta! — Ich habe mich gesehnt nach Dir, wie ein Sterbender sich sehnt nach seiner Auflösung. — Ich kann ohne Dich nicht mehr leben, und wenn Du mich nicht lieben kannst, so bin ich unglücklich.

Sie.

Sie. Aber, Herr Graf! bedenkt doch nur —

Er. Und was? —

Sie. Ich bin ein armes Müllermädchen, und Ihr —

Er. Ich bin Dein Liebhaber.

Sie. Mein Mann, könnt Ihr nicht werden, das begreife ich wohl, und so bloß — Euere Bulschaft zu seyn, das frommt nicht. Meine guten Eltern würden sich darüber todt grämen, und ich, könnte nie ruhig werden, wenn ich das erleben müßte. — Laßt mich! — denkt nicht mehr an mich.

Er. Das kannst Du von mir fordern? —

Sie. So sagt mir aber doch nur, wo all das hinaus soll? — Wärt Ihr kein Edelmann, so gäb' ich Euch meine Hand, wenn meine Eltern nichts dagegen hätten, und wir würden Mann und Frau. Da das nun aber einmal nicht seyn kann, so ist es besser — wir sprechen uns nicht wieder.

Er. Du folgst mir auf mein Schloß. Wir lieben uns. — Ich statte Dich herrlich aus, und mein Rüstmeister wird Dein Mann. — Verstehst Du mich?

Sie. O ja! — Aber, daraus kann nichts werden. Ich verlaße meine Eltern nicht heimlich, und zugeben werden sie es nie, daß ich mich nach Euerm Willen füge. — Ohnehin sähen es meine Eltern gern, wenn ich unsern Mühlpurschen Niklas, einen treuen und aufrichtigen Kerl heurathen möchte. — Das will ich auch thun. — Aber, gut werde ich Euch immer seyn, wenn ich auch nicht Euern Vorschlag eingehen kann.

Er. Du bist grausam, liebe Metta!

Sie. Ich bin ehrlich und will es bis an's Ende meines Lebens bleiben. — Seht! dort unten herauf, kömmt Niklas. — Lebt wohl! —

Sie gieng, und der Graf blieb ärgerlich zurück. — Endlich schlich er weiter am Bache hinab, und nach der Stadt zu.

Indeßen hatte der Prior der Gräfin schon Nachricht von ihres Vetters Beginnen ertheilt. Diese benachrichtigte ihren Gemal von dem Vorfalle, und dieser nahm den Bericht sehr ungnädig auf. Aber auf Ersuchen seiner Gemalin, gab er sein Wort von sich, kein Wort darüber

an

an seinen Vetter zu verlieren, und ihr die Beilegung der Sache ganz allein zu überlassen.

Der Prior, die Gräfin und Fräulein Agnes, hielten Rath miteinander, und beliebten endlich der Liebe des jungen Grafen, List entgegen zu setzen, um desto sicherer ihren Entzweck zu erreichen.

P. Franz wurde nun nicht von dem Prior nach Eisenach gesendet, sondern er wurde wohl instruirt, zu einem wichtigern Werkzeuge gebraucht.

Wilhelm lustwandelte sehr unmuthig in dem Hölzchen, als P. Franz sich ihm näherte.

P. Franz. Gott mit Euch, gnädiger Herr! — Ihr scheint sehr zerstreut und mißmuthig zu seyn.

Wilhelm. Ich scheine es nicht zu seyn, ich bin es wirklich, Herr Pater. — Meine Angelegenheiten stehen schlecht.

P. Franz. Schlecht, sagt Ihr?

Wilhelm. Sehr schlecht! — Metta hat mehr Bedenklichkeiten, als sie haben sollte.

P. Franz. Verdenkt es ihr nicht. Sie ist tugendhaft. — Kein Wunder, wenn sie Euern Anträgen kein Gehör giebt. Würde sie Euch nicht weniger gefallen, wenn sie nicht so spräch, wie sie vermuthlich sprechen mag?

Wilhelm. Seht mich im Wasser und haltet mir eine Predigt vom Ertrinken! — Ihr wißt nicht, was Liebe ist. Es ist keine Franziskanerkutte, die man aus- und anziehen kann, nach Lust und Belieben. — Ich liebe Metta, und wenn ich sie nicht die Meinige nennen kann, so werd' ich ein Mönch.

P. Franz. Das wird Euch und dem Mädchen, nichts helfen.

Wilhelm. Ich kann ohne sie nicht leben.

P. Franz. Das ist schlimm!

Wilhelm. Sie liebt mich auch, das weiß ich. Aber ihre Bedenklichkeiten —

P. Franz. Könnt Ihr diese nicht heben? — Man sagt, ein liebender Mund überzeuge leicht.

Wilhelm. Dazu gehört Zeit und Gelegenheit, und — sie will mich nicht wieder sprechen. O! ich gehe zu Grunde!

P. Franz. Wie? wenn Ihr — — Aber nein! das geht nicht!

Wilhelm. Was geht nicht? — Was meint Ihr?

P. Franz. Ich meinte — — Aber freilich —

Wilhelm. Nun? — Heraus damit!

P. Franz. Wenn Ihr sie etwa entführtet. —

Wilhelm. Wenn ich sie entführte? —

P. Franz. Wenn Ihr sie auf Euer Schloß brächtet, und ihr dort andere Grundsätze beizubringen suchtet. — Was Liebe thut, verzeiht Liebe wohl leicht. — Sie geht immer des Abends auf die Wiese. Dort müßtet Ihr sie erwarten, auf Euer Roß schwingen, und mit ihr nach Rothenstein auf Euere Burg eilen. — Was gilt's, wenn sie mit Euch allein ist, sie zieht gelindere Saiten auf.

Wilhelm. — Herr Pater! Euer Rath ist nicht zu verwerfen. — Haltet reinen Mund, und laßt mich machen.

So lockte der Mönch den Grafen in's Garn. — Ihm behagte der Rath, er gieng nach der Lockspeise, und war gefangen.

Die Sonne war untergegangen. Die Abenddämmerung wallte mit ihren Schleiern daher. — Die Schöne gieng einsam und nachdenkend am Wiesenbache hinauf. Wilhelm lauschte versteckt. Er hörte singen im lieben Tone:

Ach! laß mich Dir empfohlen seyn,
wie Du mir bist ohn Dein Begehr;
Dein Herz hab' ich für mich allein,
das mein' ist Dir gegönnet sehr:
dem höchsten Gott befehl ich Dich,
der Abschied, Ritter, schmerzet mich.

Da trat Wilhelm hervor, umpfieng die Traute gar zärtlich mit lieblichen Reden, küßte sie inbrünstiglich wohl mehr als einmal, und schwur ihr treu zu seyn, bis in den Tod. — Das Mädchen seufzte, und sprach kein Wort. — Wilhelm schob ihr einen Ring an den Finger, schwang sie mit nervichter Rechte auf sein Roß, und jagte mit ihr davon, feldein gegen Meldingen *) zu, noch vor Tagesanbruch seine Burg zu erreichen.

„Lauf zu, lieber Renner! strecke dich, und trag mit mir mein Liebchen heim." — So sprach

er.

*) Das Dorf heißt jezo: Mellingen.

er. Dann küßte er wieder das Liebchen und seufzte gar inniglich ihr zu:

„Du Traute, Du Hübsche, Du Feine,
Du Herzallerliebste, Du Meine!"

Liebchen sas mäuschenstill, und lies sich herzen und drücken, von dem entzückten Liebhaber, wie er wollte und konnte.

„Trara, trara!" tönten die Jagdhörner, und die ganze Gegend war vom Fackelglanze erleuchtet.

„Halt da!" sprengten acht Reuter querfeld ein, den Grafen an, und die Fackeln erleuchteten die Gruppe.

„Wetter und Hölle! was ist das?" schrie Wilhelm, und sprang erstaunt und ärgerlich von seinem Rosse.

Das Liebchen, das er so sehr geherzt und gedrückt hatte, das so mäuschenstill gesessen, und nur vor Entzücken geseufzt hatte, war nicht Metta, das Müllermädchen, war Agnes das Fräulein in ländlicher Tracht.

An der Spitze der Reuter, welche das Pärchen anhielten, befand sich Graf Wichmann selbst.

Graf. Zum Teufel, Vetter! was ist das? — Du entführst meine Nichte? kannst Du denn nicht näher dazu kommen, als auf diese Art? — Und Agnes in der Tracht eines Landmädchens? Wie ist das zusammen zu reimen?

Wilhelm. Ich bin hintergangen, betrogen worden.

Graf. Du wolltest also Agnes nicht entführen?

Agnes. Ach nein, lieber Oehm! es sollte dem Wallendorfer Müllermädchen gelten. Mein Schwank hat die Tugend des guten Mädchens gerettet. — Die Liebe macht blind. Seht, da habe ich einen Ring sogar von dem losen Vetter erhalten.

Graf. Ei, Vetter! was höre ich da? — Das ist nicht fein. — Was wolltest Du thun? — Ein ehrliches Mädchen, um ihre Tugend zu bringen, ist keine Handlung eines Grafen und Ritters werth. Dein Weib konnte das Müllermädchen nicht werden, und also war es gar nicht fein, sie Deinen Lüsten zu opfern. — Ich weiß es, daß Agnes Dich liebt. Sie hat Deine und

die Ehre Deines Geschlechts gerettet. — Was hast Du nun zu thun?

Wilhelm. Ich bin beschämt. — Agnes, behalte den Ring, und gieb mir einen andern dafür, wenn wir mit einander am Altare stehen.

Agnes. Keine Uebereilung Vetter! — Hier ist der Ring. Gebt Ihr ihn mir bei kaltem Blute wieder, so behalte ich ihn herzlich gern, aber jetzt, soll er Euch nicht binden, denn er war für eine andere bestimmt.

Wilhelm. Wollt Ihr mich nicht noch mehr beschämen, Fräulein, so behaltet den Ring, und verschmäht meine Hand nicht. Man soll wahrlich im deutschen Reiche nicht sagen: Ihr hättet mit mir, von mir umschlungen und herzlich geküßt auf einem Rosse gesessen, und dürftet nun nicht mit mir in einem Bette liegen, weil Euer Blut und Stamm eben so edel ist, als mein Blut und mein Geschlecht. — Nun wollen wir uns küssen nach Herzenslust, und kein Teufel soll etwas dagegen haben.

Graf. Brav Vetter! brav! So gefällst Du mir. — Laß Dir nur sagen: der ganze Spas

war angestellt. — Du kannst nichts dazu, aber P. Franz ist ein Waschmaul.

Wilhelm. Was er auch seyn mag! ich sehe ein, daß er mir in den Weg getreten ist, als ich im Begriff war, einen Fehlsprung zu thun, der mir Zeit meines Lebens Fußverrenken hätte verursachen können. — Würden doch alle dumme Streiche so gut wie der meinige verhütet!

Agnes. Aber, das gute Müllermädchen?

Wilhelm. Ich will sie wohl ausstatten, und sie mag den Mühlpurschen Niklas heurathen, den ihr ihre Eltern ohnehin zum Manne bestimmt haben.

Agnes. Das bin ich wohl zufrieden. — Nur bitte ich, daß wir uns nicht zu nahe wohnen, denn — ich bin eifersüchtig.

Graf. Ihr zieht nach Ramburg.

Wilhelm. Aber in Rothenstein feiern wir unser Beilager, denn dorthin wollte ich mein Liebchen führen, und dort will ich auch glücklich seyn.

LB Coburg